

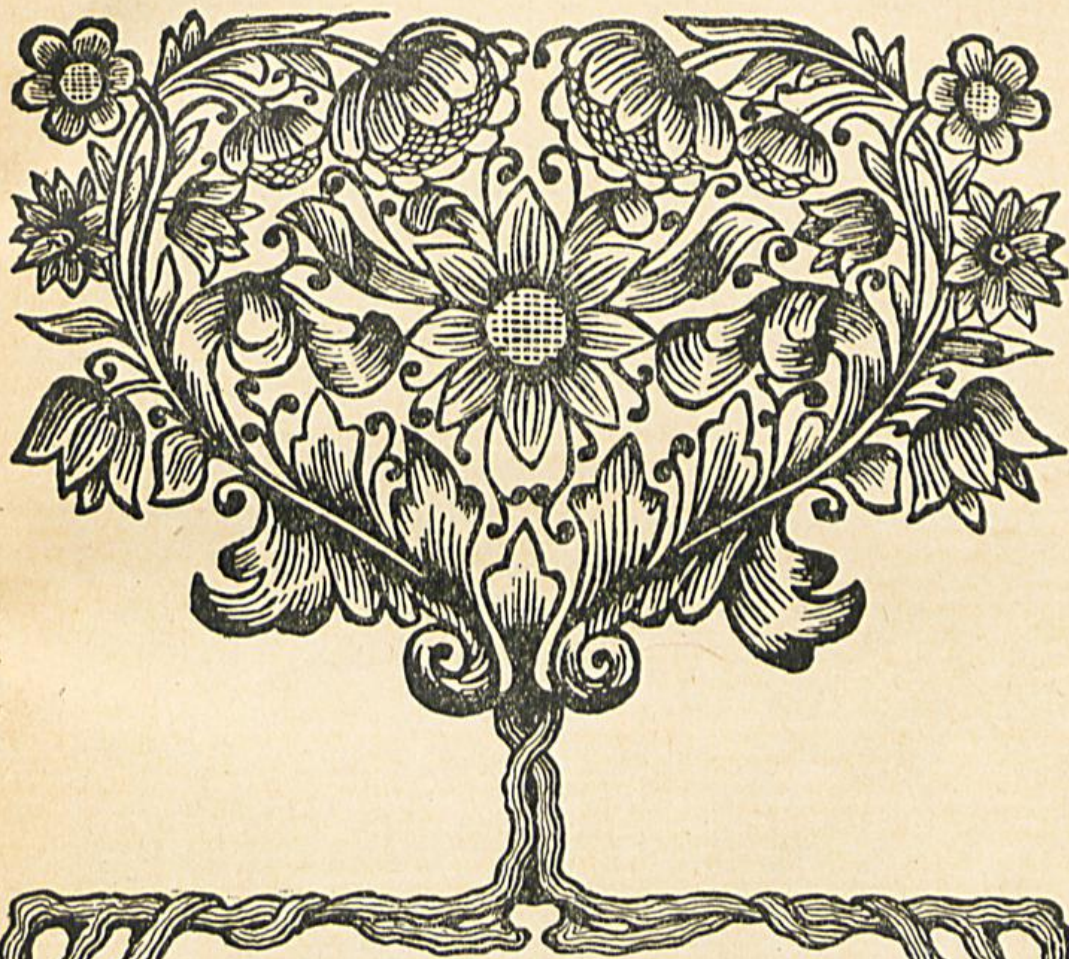
Prem . c . 2675

Das
Bremer
Gastbett.



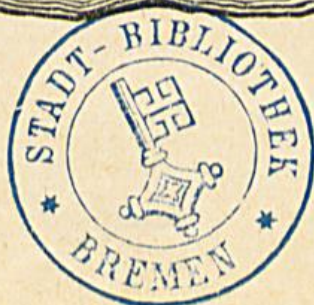
Das
Bremer Gastbett

Franz Leuwer



Altes und Neues
zusammengestellt von Dr. Konrad Weichberger

Bremen 1908



Universität Bremen
Bibliothek

Meiner lieben Frau

gewidmet.

Einladend hochgetürmt, mit blütenweißen, kugelrund gestopften Bezügen steht es da, von Federn eine Burg gegen alle Welt, und sichere Zuflucht. So eins, von dem Heinrich Heine singt:

Man schläft sehr gut und träumt auch gut
In unsern Federbetten.
Hier fühlt die deutsche Seele sich frei
Von allen Erdenketten.

Der weite Himmel, rot, dehnt sich darüber. — Wie mancher Fremdling hat schon seine müden Glieder darin wohligh gerecht, wenn er abends einkehrte in die Herberg zum silbernen Schlüssel, am Rande von Deutschland. Flüchtlinge und Sieger, arme Auswanderer und gemachte Männer, Kanzler und Kosacken, Künstler und Könige, Spötter und Heilige, gute Leute und schlechte Musikanten.

Wo jetzt die Sögestraße geht, da sind vielleicht schon Kaiser Karl und Roland über die Heide geritten im Sachsenkrieg; oder Wittelind. Da mag in sonnigen Jugendträumen König Heinrich der Vierte gegangen sein mit Adalbert, dem vielgewandten Bremer Bischof.

Aber ihre Spuren bedeckte die Zeit mit Asphalt, und kein Andenken ihrer leiblichen Gegenwart hat die Jahrhunderte überdauert.

Spät kommen, die ein wertvolles Blatt persönlicher Handschrift im Fremdenbuch hinterließen; aber es sind nicht wenige, und gute Gäste. Auf hunderterlei verschiedenen Blättern waren ihre Namen verstreut. Und wenn uns auch die stolzen Listen von Hamburg oder sogar von Weimar mit Neid erfüllen, können wir doch fürs erste zufrieden sein. Es waren gute Gäste. Fast alle haben dem Hause behagt, und das Haus ihnen, trotzdem die wenigsten seinetwillen gekommen waren.

Fünffach sind im ganzen die Gründe, die sie nach der Stadt an den Ufern des Reiches brachten: Verfolgung, Krieg, Durchreise, Suche nach Anhängern und Gelderwerb.

Seume, der Wanderer und Dichter, entkam über die Weserbrücke den hessischen Seelenverkäufern; verborgen vor Napoleon nistete in Grolland der Graf von Artois, Karl, der dann König von Frankreich wurde; Wilhelm Jordan, aus Sachsen ausgewiesen, der große Regisseur Dingelstedt fanden in den unruhigen Jahren hier einen sicheren Boden.

Meist unliebsame Einlieger brachten die Kriege, so der dreißigjährige Mansfeld; Tilly kampierte um die Stadt, die weniger ihren Wällen als den blanken hundert Gulden Ratsverehrung seinen glimpflichen Abzug dankte.

Der Heimweg führte den amerikamüden Lenau über Bremen; auch Peter der Große, Heine, Hauff, Fontane und Fürst Bülow waren im wesentlichen Durchgangspassagiere. König Wilhelm kam auf seiner großen norddeutschen Reise ein Jahr vor dem Krieg; auch Bismarck, Roon und Moltke waren mit ihm; Roon wurde nach der Rückkehr von der Einweihung von Wilhelmshaven wieder begrüßt.

Unter den Verbenden sehen wir Gottfried Kinkel in der alten Union reden; Eugen Richter nahm am Wahlkampf teil. Dichter wie Liliencron, Börries von Münchhausen, Max Halbe, Anna Ritter, Gustav Falke vermittelten ihre Werke; Ricarda Huch wirkte bei dem Versuch eines Mädchengymnasiums mit. Goethes Freund Lavater wäre beinahe Prediger an der Ansgarikirche geworden, und zum Trost konnten seine Anhänger den Züricher Wundermann und Silhouettenkinder doch wenigstens einige Tage hier haben.

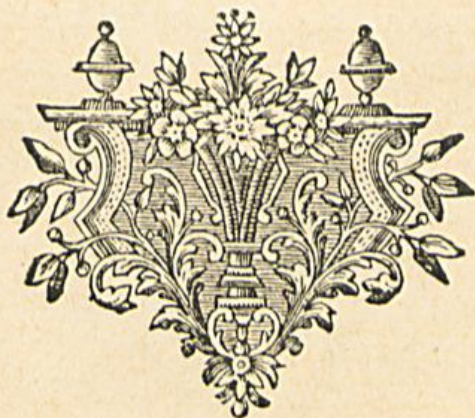
Der fleißige, sprichwörtliche Freiherr von Knigge fand ein Amt und Unterkommen für die letzten fünf Jahre seines Lebens; Bodenstedt arbeitete zwei Jahre in der Redaktion der Weserzeitung, und Heinrich Hart, in Gesellschaft seines Bruders Julius, schrieb für das Tageblatt gute Theaterkritiken. Glänzend sind

besonders die Musiker vertreten; da fehlt fast kein Name von Bedeutung. Wagner kam in Bayreuther Dingen; Karl Maria von Weber gab ein Konzert; Bülow dirigierte mehrere Jahre Brahms' Requiem! — Paganini, Rubinstein, Liszt, Joachim, Löwe, Max Bruch, Clara und Robert Schumann musizierten. Ähnlich reichhaltig wie dieses Verzeichniß ist das der Bühnenkünstler. Die Fremdenbücher der Hotels und alte Aufzeichnungen der Familien würden meine Liste verdreifachen, und erfahrene Vollblutbremer könnten klangvolle Namen aus dem Ärmel schütteln.

Unbillig wäre es aber, die beiden Weimarer zu vergessen, den schlichten und den gewaltigen, die, wenn auch nur mit ihren Gedanken, doch um so freundlicher hier weilten: Musaeus und Goethe; den braven Schulmann, der jeden Nachmittag nach erfüllter Pflicht im Schlafrock mit Kaffeekanne und langer Pfeife durch das Städtchen in seinen Berggarten über der Elm hinauszog und dort bei Gurken und Nurrkeln seine hübschen Märchen schrieb, und den Dichter, der schon bei der Gründung von Bremerhaven das Oberweserproblem sah, an dessen Lösung jetzt die Technik arbeitet.

Schließen wir unsere Überschau mit seinem Vers:

Hänschen, lauf und säume nicht,	Schon ist's in der Stadt bekannt,
Such' mir neue Gäste!	Wohl ist's aufgenommen,
Jeder komme wie er ist,	Hänschen, mach die Türen auf:
Das ist wohl das beste!	Sieh nur, wie sie kommen.



Die Bremer Stadtmusikanten

Brüder Grimm

Es hatte ein Mann einen Esel, der schon lange die Säcke unverdrossen zur Mühle getragen hatte, dessen Kräfte aber nun zu Ende gingen, so daß er zur Arbeit immer untauglicher ward. Da dachte der Herr daran, ihn aus dem Futter zu schaffen, aber der Esel merkte, daß kein guter Wind wehte, lief fort und machte sich auf den Weg nach Bremen, dort, meinte er, könnte er ja Stadtmusikant werden. Als er ein Weilchen fortgegangen war, fand er einen Jaghund auf dem Wege liegen, der jappte wie einer, der sich müde gelaufen hat. „Nun, was jappst du so, Packan?“ fragte der Esel. „Ach,“ sagte der Hund, „weil ich alt bin und jeden Tag schwächer werde, auch auf der Jagd nicht mehr fort kann, hat mich mein Herr wollen totschlagen, da hab ich Reißaus genommen; aber womit soll ich nun mein Brot verdienen?“ „Weißt du was?“ sprach der Esel, „ich gehe nach Bremen und werde dort Stadtmusikant, geh mit und laß dich auch bei der Musik annehmen. Ich spiele die Laute und du schlägst die Pauken.“ Der Hund war's zufrieden und sie gingen weiter. Es dauerte nicht lange, so saß da eine Raze am Wege und machte ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter. „Nun, was ist dir in die Quere gekommen, alter Bartpußer?“ sprach der Esel. „Wer kann da lustig sein, wenn's einem an den Kragen geht,“ antwortete die Raze, „weil ich nun zu Jahren komme, meine Zähne stumpf werden, und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne, als nach Mäusen herumjage, hat mich meine Frau ersäufen wollen; ich habe mich zwar noch fortgemacht; aber nun ist guter Rat teuer, wo soll ich hin?“ „Geh mit uns nach Bremen, du verstehst

dich doch auf die Nachtmusik, da kannst du ein Stadtmusikant werden.“ Die Raze hielt das für gut und ging mit. Darauf kamen die drei Landesflüchtigen an einem Hof vorbei, da saß auf dem Tor der Haushahn und schrie aus Leibeskräften. „Du schreist einem durch Mark und Bein,“ sprach der Esel, „was hast du vor?“ „Da hab’ ich gut Wetter prophezeit,“ sprach der Hahn, „weil unserer lieben Frauen Tag ist, wo sie dem Christkindlein die Hemdchen gewaschen hat und sie trocknen will; aber weil morgen zum Sonntag Gäste kommen, so hat die Hausfrau doch kein Erbarmen, und hat der Köchin gesagt, sie wollte mich morgen in der Suppe essen, und da soll ich mir heute abend den Kopf abschneiden lassen. Nun schrei ich aus vollem Hals, solange ich noch kann.“ „Ei was, du Rottkopf,“ sagte der Esel, „zieh lieber mit uns fort, wir gehen nach Bremen, etwas Besseres als den Tod findest du überall; du hast eine gute Stimme, und wenn wir zusammen musizieren, so muß es eine Art haben.“ Der Hahn ließ sich den Vorschlag gefallen, und sie gingen alle viere zusammen fort.

Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tage nicht erreichen und kamen abends in einen Wald, wo sie übernachten wollten. Der Esel und der Hund legten sich unter einen großen Baum, die Raze und der Hahn machten sich in die Äste, der Hahn aber flog bis in die Spitze, wo es am sichersten für ihn war. Ehe er einschlief, sah er sich noch einmal nach allen vier Winden um, da däuchte ihn, er sähe in der Ferne ein Fünkeln brennen und rief seinen Gefellen zu, es müßte nicht gar weit ein Haus sein, denn es scheine ein Licht. Sprach der Esel: „So müssen wir uns aufmachen und noch hingehen, denn hier ist die Herberge schlecht.“ Der Hund meinte, ein paar Knochen und etwas Fleisch dran täten ihm auch gut. Also machten sie sich auf den Weg nach der Gegend, wo das Licht war und sahen es bald heller schimmern, und es ward immer größer, bis sie vor ein hell erleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Esel, als der größte, näherte sich dem Fenster und schaute hinein.

„Was siehst du, Grauschimmel?“ fragte der Hahn. „Was ich sehe?“ antwortete der Esel, „einen gedeckten Tisch mit schönem Essen und Trinken, und Räuber sitzen daran und lassen's sich wohl sein. „Das wäre was für uns,“ sprach der Hahn. „Ja, ja, ach, wären wir da!“ sagte der Esel. Da ratschlagten die Tiere, wie sie es anfangen müßten, um die Räuber hinauszujagen, und fanden endlich ein Mittel. Der Esel mußte sich mit den Vorderfüßen auf das Fenster stellen, der Hund auf des Esels Rücken springen, die Katze auf den Hund klettern, und endlich flog der Hahn hinauf und setzte sich der Katze auf den Kopf. Wie das geschehen war, fingen sie auf ein Zeichen insgesamt an ihre Musik zu machen: der Esel schrie, der Hund bellte, die Katze miaute und der Hahn krächte; dann stürzten sie durch das Fenster in die Stube hinein, daß die Scheiben klirrten. Die Räuber fuhren bei dem entsetzlichen Geschrei in die Höhe, meinten nicht anders, als ein Gespenst käme herein, und flohen in größter Furcht in den Wald hinaus. Nun setzten sich die vier Gefellen an den Tisch, nahmen mit dem vorlieb, was übrig geblieben war, und aßen, als wenn sie vier Wochen hungern sollten.]

Wie die vier Spielleute fertig waren, löschten sie das Licht aus und suchten sich eine Schlafstelle, jeder nach seiner Natur und Bequemlichkeit. Der Esel legte sich auf den Mist, der Hund hinter die Tür, die Katze auf den Herd, an die warme Asche, und der Hahn setzte sich auf den Hahnenbalken, und weil sie müde waren von ihrem langen Wege, schliefen sie auch bald ein. Als Mitternacht vorbei war und die Räuber von weitem sahen, daß kein Licht mehr im Hause brannte, auch alles ruhig schien, sprach der Hauptmann: „Wir hätten uns doch nicht sollen ins Bockshorn jagen lassen,“ und hieß einen hingehen und das Haus untersuchen. Der Abgeschickte fand alles still, ging in die Küche, ein Licht anzuzünden, und weil er die glühenden, feurigen Augen der Katze für lebendige Kohlen ansah, hielt er ein Schwefelholz daran, daß es Feuer

fangen sollte. Aber die Katze verstand keinen Spaß, sprang ihm ins Gesicht, spie und kratzte. Da erschrak er gewaltig, lief und wollte zur Hintertür hinaus, aber der Hund, der da lag, sprang auf und biß ihn ins Bein; und als er über den Hof an dem Mist vorbeirannte, gab ihm der Esel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuß; der Hahn aber, der vom Lärmen aus dem Schlaf geweckt und munter geworden war, rief vom Balken herab: „Kikeriki!“ Da lief der Räuber was er konnte zu seinem Hauptmann zurück und sprach: „Ach, in dem Hause sitzt eine greuliche Hexe, die hat mich angehaucht und mit ihren langen Fingern mir das Gesicht zerkratzt; und vor der Tür steht ein Mann mit einem Messer, der hat mich ins Bein gestochen; und auf dem Hof liegt ein schwarzes Ungetüm, das hat mit einer Holzkeule auf mich losgeschlagen; und oben auf dem Dache, da sitzt der Richter, der rief, bringt mir den Schelm her. Da machte ich, daß ich fortkam.“ Von nun an getrauten sich die Räuber nicht weiter in das Haus, den vier Bremer Musikanten gefiel's aber so wohl darin, daß sie nicht wieder heraus wollten. Und der das zuletzt erzählt hat, dem ist der Mund noch warm.



Peter der Große in Bremen (1716)

Dr. v. Bippen

Im Laufe einer tausendjährigen Geschichte hat Bremen manchen fremden Fürsten in seinen Mauern bewirtet, aber nie wohl hat es einen wunderlicheren Gast bei sich gesehen, als den großen russischen Zaren, der mit dem offenen Sinne für die Zivilisation des Westens den Barbarentypus seines Volkes verband.

Schon auf seiner ersten Reise durch Europa im Jahre 1697 hatte man seinen Besuch in Bremen erhofft, allein er hatte eine südlichere Reiseroute nach den Niederlanden gewählt und die Erwartungen der bremischen Bevölkerung getäuscht. Um so größer war deren freudige Erregung, als zu Anfang Dezember 1716 das Gerücht sich verbreitete, der Zar, der inzwischen erst seinen Welt-
ruhm begründet hatte, werde diesmal von Lübeck und Mecklenburg her seinen Weg nach Holland über Bremen nehmen. König Georg I., der soeben in den faktischen Besitz der Herzogtümer Bremen und Verden gelangt war, beeilte sich, seinem großen Verbündeten auf der Durchreise alle Ehren zu bezeigen; wie hätte Bremen unterlassen sollen, dem berühmten Feinde Schwedens, dessen drückende Nachbarschaft nun ihr Ende erreicht hatte, gleichfalls seine Huldigung darzubringen? Daß sich der Zar noch fort-
dauernd im Kriege mit Schweden, und daß sich ein Teil der Stadt Bremen noch formell im schwedischen Besitze, auch der schwedische Generalgouverneur sich noch hier befand, konnte für den Rat, der sich neutral verhielt, nicht von Belang sein. Er beschloß sogleich, Peter dem Großen einen glänzenden Empfang zu bereiten, und er fand für diesen Plan das bereit-
willigste Entgegenkommen bei den Einwohnern der Stadt.

Er sandte Boten nach Stade, um Erkundigungen über die Zahl des Gefolges und über den Zeitpunkt der Ankunft seines erlauchten Gastes einzuziehen; er ließ die besten Häuser der Stadt zu Quartieren herrichten; Fische und Wildpret wurden bestellt und Ochsen geschlachtet, Wein und Brantwein angeschafft, das Menu für die kaiserliche Tafel und das Ceremoniell für den Empfang wurden festgestellt. Auf den Wällen postierte man noch einige neue Geschütze, stellte Pechfackeln für den Fall eines späten Eintreffens in den kurzen Wintertagen bereit und pflanzte vor der für den Zaren bestimmten Wohnung am Anshariikirchhofe Laternen auf, die man aus einer der wenigen Straßen nahm, welche sich schon damals des Vorzuges einer regelmäßigen Beleuchtung erfreuten. Die Zahl der reisigen Diener des Rates wurde durch Unteroffiziere auf 24 vermehrt; die Studenten und jungen Kaufmannsburschen machten sich in großer Zahl beritten und versahen sich für den feierlichen Empfang mit weißroten Rosetten. Den Bauern der nächstliegenden Dörfer wurde angedeutet, daß sie auf die erste Order 300 Pferde für Seine zarische Majestät bereit halten müßten, den Bürgerkompagnien, daß sie beim Empfange und beim Abzuge zu je zehn Spalier in den Straßen bilden sollten. Endlich wurde auch für den russischen Gast eine Säuberung der Straßen angeordnet, ein Luxus, den man sich dazumal nicht jeden Tag gestattete. Kurz die ganze Stadt war in regster Bewegung, das außerordentliche Ereignis beschäftigte alle Gemüther.

Inzwischen waren die Boten aus Stade leider unverrichteter Dinge heimgekehrt; es war über die Reiseroute des Zaren nichts Sicheres zu erfahren. So schwebte der Rat noch immer völlig im Ungewissen über das Eintreffen seines hohen Gastes, als am 9. Dezember, nachmittags 2 Uhr, plötzlich dessen Fourier, Graf Apraxin, am Rathause anlangte und Pferde für seinen Herrn begehrte, der durch Bremen durchpassieren, zu Wahrthum übernachten und von da am frühen Morgen weiterreisen wolle. Ein unerhörter Einfall! Den Einwand,

daß in Wahrturm ein Nachtquartier für die Majestät schlechterdings unmöglich sei, wies zwar der Graf mit dem Bemerken ab, der Zar sei nicht hoffärtig, habe einmal mit seiner ganzen Suite in einem Pastorenhause übernachtet, aber der Rat war doch entschlossen, um keinen Preis einen solchen Schimpf auf seiner Stadt sitzen zu lassen. Durch ein klingendes Geschenk, dessen Annahme freilich der Graf hinterher ablehnte, gelang es, denselben zu gewinnen, daß er seinen Herrn zum Verweilen in der Stadt zu disponieren versprach.

Nun wurden die Trommeln gerührt und die Trompeten geblasen, damit die Bürgerwehr unter Waffen und die Feuerwerker an die Geschütze traten; drei Deputierte des Rats bestiegen eine vierspännige Kutsche und fuhren in Begleitung der 24 Diener und der für Seine Majestät bestimmten sechsspännigen Galakarosse eilends zum Doventor hinaus dem Zaren entgegen. Die berittenen Studiosen und jungen Kaufleute schlossen sich, von einem Wachtmeister geführt, mit 2 Trompetern und einem Paar Pauken zu Pferde der Empfangsdeputation an, welche auch von den 24 Einspännigern¹⁾ begleitet wurde.

Man war noch nicht bis Gröpelingen gelangt, als man die zarische Cortege in vollem Galopp daherkommen sah. Als bald hielt man stille: die Studenten rangierten sich auf der einen, die Einspänniger auf der andern Seite der Straße, die Trompeten und Pauken ließen sich hören und die Deputierten des Rates verließen ihre Kutsche, um dem Zaren im Namen der Stadt ein zierliches Kompliment zu machen. Der Zar aber, nebst einem Popen, zwei andren Herren und einem Zwerge in einer offenen Chaise sitzend, hinter welcher seine gar alte, unansehnliche Sänfte trabte, wollte sich nicht aufhalten lassen, sondern jagte en passant freundlich grüßend vorbei. Als bald eilten die Ratsherren wieder zu ihrem Wagen zurück und gaben Order, auf das schärfste die Pferde anzusehen, damit

¹⁾ berittenen Ratsdienern.

sie die zarische Majestät wieder einholten. Da aber Peter nicht nachgeben wollte, so jagten sie fast Wagen an Wagen, was die Pferde laufen konnten, neben einander her. Auch Studenten und Einspänniger, Trompeten und Pauken setzten sich, so gut es gehen wollte, in Galopp, was bei einer Zahl von über 100 Pferden, auf denen viele schlechte Reiter saßen, artig anzusehen war, denn dem einen entfiel der Hut, dem andern der Degen, dem dritten die Pistolen, mancher stürzte gar vom Pferde und kam auch wohl unter die Räder, also daß es weit mehr einer konfusen Flucht, als einer solennen Einholung glich. Endlich aber ermüdeten die Bauernpferde vor dem Wagen des Zaren, zumal bei Walle die Straße von Wasser bedeckt war. So kamen Deputati Senatus und ihre Begleiter doch, wie sich gebührte, voran, und in leidlicher Ordnung konnte der Einzug in die Stadt geschehen; nur die Pauken waren weit zurück geblieben.

Während der Zug noch in starkem Trabe durch die schon dunkelnden Straßen sich bis zu der Wohnung am Anshariikirchhofe bewegte, donnerten die Kanonen, die irrtümlich schon einmal zu früh abgeschossen waren, aufs neue von den Wällen; vor dem Hause des Gastes krachten bei der Ankunft die Salven der Grenadiere, und vom Anshariiturne bliesen die Rats-trompeter. Bürgermeister und Ratsherren standen bereit, ihren Gast an der Haustür zu begrüßen, aber wieder entwischte er, schnellen Schrittes ins Haus eilend, ohne im geringsten sich um seine Wirte zu bekümmern.

Der Zar war offenbar in etwas nervöser Stimmung: er ließ alsbald ersuchen, man möge das Schießen vor seiner Wohnung einstellen und auf alle Fälle dafür sorgen, daß morgen früh um 3 Uhr Pferde zu seiner Weiterreise bereit seien, und daß keine Zeremonien dabei stattfänden. So mußten die Bürgerkompagnien, deren jede im Abbrücken vor dem Quartier des Gastes eine Salve hätte abgeben sollen, ihr Pulver auf der Pfanne behalten. Die Wachtposten aber, die

vor dem Hause und in dem Hause aufgestellt waren, konnten doch nicht verhindern, daß fortwährend eine Menge Volks sich an der Haustür drängte und mancher auch ungebeten in die Wohnung hineinschlüpfte, um womöglich einen Blick von dem berühmten Reisenden zu erhaschen.

Der Zar hatte inzwischen zuerst einem Grafen von Aldenburg Audienz erteilt und alsdann auch den Bürgermeister Kühne und seine Mitdeputierten empfangen. Er hörte die mutmaßlich ziemlich lange und ihm unverständliche Rede des Bürgermeisters entblößten Hauptes fast zur Hälfte an, dann aber wandte er sich ab und überließ es seinem Reichsvizekanzler, den Herren seinen Dank für die geschehenen Ehrenbezeugungen auszusprechen und die Stadt seiner Gnade zu versichern. Nachgehends trat auch die Gräfin von Aldenburg ins Zimmer und mit ihr drangen zahlreiche andere Frauen ein, unter denen sich sogar die Gemahlin des schwedischen Generalgouverneurs nebst einigen schwedischen Kavaliern befand. Sobald der Zar dies vernommen, ward er unwillig, begab sich in seine Zimmer und wollte niemand mehr vorlassen. Er trank mit einigen seiner Begleiter ein Glas Wein und Branntwein und verlangte eine türkische Pfeife, die ihm sogleich gereicht werden konnte.

Um 5 Uhr beehrte er zu speisen. Aber wie hätte der Koch in so kurzer Zeit seine delikate Aufgabe lösen sollen? So verschmähte der Zar denn selbst das Diner, das erst um 7 Uhr für die vornehmsten Herren des Gefolges in der großen Vorderstube, für den übrigen Hofstaat oben auf dem Saale bereitet werden konnte. Herr Liborius von Lüne hatte die heikle Aufgabe übernommen, bei Tische namens des Senates aufzuwarten, aber er wurde angenehm dadurch überrascht, daß hier alles sehr manierlich, nicht anders als bei anderen europäischen Höfen, zuging; nur die Gesundheit des Zaren wurde aus den großen Pokalen, im übrigen wenig Wein und gar kein Branntwein getrunken. Die Unterhaltung wurde meistens

deutsch geführt, nur Graf Apraxin sprach den Rathsherrn lateinisch an.

Nach der Mahlzeit zogen sich die russischen Herren alsbald zurück, ließen sich in der Hinterstube eine große Streu machen und lehnten selbst die ihnen angebotene Leinwand ab. Sie baten nur, man möge die vielen Leute aus dem Hause schaffen, damit sie Ruhe hätten, und vor allem dafür sorgen, daß um 3 Uhr früh alles zur Abreise bereit sei.

Es war keine angenehme Aufgabe, in dunkler Dezembernacht bei 250 Pferde für die zahlreichen Wagen des zarischen Reisezugs aus den benachbarten Gogräffschaften in die Stadt herein zu forzieren. Eine hatte nach Erteilung der nötigsten Aufträge kaum ein paar Stunden Schlaf gehabt, als schon lange vor 3 Uhr Graf Apraxin ihn aus der Ruhe störte und um Pferde ersuchte. Der Zar mußte sich doch noch einige Stunden gedulden, bis zur Abreise alles bereit war. Das ihm angebotene Frühstück wieder verschmähend, jagte er dann, ohne Abschied von seinen Wirten zu nehmen, etwa um 4 oder 5 Uhr früh auf der Straße nach Delmenhorst davon. Einige Soldaten mußten bis an die bremische Grenze mit Fackeln dem Zuge voranlaufen, den auch die Einspänniger des Rats bis dahin geleiteten. Die städtischen Straßen waren von den vor den Fenstern aufgestellten Lichtern erhellt und trotz der frühen Morgenstunde von zahlreichen Neugierigen besetzt. Eben deshalb befahl der Zar in scharfem Trabe zu fahren; erst als er auf die Weserbrücke kam, wo nur wenig Menschen zu sehen waren, wurden die Pferde gezügelt und der Zar begann mit seinen Begleitern sich fröhlich zu unterhalten. Ja, er ließ sogar einen Augenblick Halt machen, um sich zu erkundigen, ob die Mühlen unter der Brücke auf Schiffen oder auf Pfählen lägen. Sein scharfes Auge für das Praktische war doch durch die nervöse Erregung, in der er sich befand, nicht getrübt.

Inzwischen donnerten die rings um die Stadt auf den Wällen postierten Kanonen ihre 130 Schüsse noch immer in die Nacht

hinein, als der Zar und seine Begleiter schon längst die Stadt im Rücken hatten; sie klangen den Bewohnern wie ein Hohn auf ihre gehegten Erwartungen. Man sagte sich zum Troste, der Zar habe sich unter den wenigen Schweden, die noch in der Stadt waren, seines Lebens nicht sicher gefühlt, auch sei es in Stade und demnächst in Delmenhorst nicht minder konfus als in Bremen hergegangen. Am bittersten enttäuscht waren diejenigen, welche auf einen klingenden Lohn für ihre Mühen gerechnet hatten, denn nicht einen Groten Trinkgeld hatte der gezwungene Gast in der Stadt zurückgelassen. Er ist auch wohlweislich nicht wieder hierher zurückgekehrt.

Aus: Bremens Vorzeit von Dr. W. v. Bippen.
Bremen, Schönemann, 1885.



Stumme Liebe

Märchen von Musaeus (1782/86)

Es war einmal ein reicher Kaufmann, Melchior von Bremen genannt, der sich immer hohnlächelnd den Bart strich, wenn vom reichen Mann im Evangelium gepredigt wurde, den er im Vergleich mit sich nur für einen kleinen Krämer schätzte. Er hatte des Geldes so viel, daß er seinen Speisesaal mit harten Talern pflastern ließ. Der schlaue Bremer merkte wohl, daß die Neider und Tadler dieser scheinbaren Eitelkeit nur den Ruf seines Reichthums ausbreiten und seinen Kredit dadurch mehren würden. Er erreichte diese Absicht vollkommen; das tote Kapital von alten Talern, das so weislich im Speisesaal zur Schau aufgestellt war, brachte hundertfältige Zinsen durch die stillschweigende Bürgschaft, die es in allen Handelsgeschäften leistete; aber endlich wurde es doch eine Klippe, woran die Wohlfahrt des Hauses scheiterte.

Melchior von Bremen starb auf einen jähen Trunk bei einem Quabbenschmause, ohne daß er Zeit hatte, sein Haus zu bestellen, und hinterließ all' sein Hab und Gut einem einzigen Sohne im blühenden Jünglingsalter, der eben die Jahre erreicht hatte, die väterliche Erbschaft gesetzmäßig anzutreten. Franz Melcherson war ein herrlicher Junge und hatte von der Natur die besten Anlagen empfangen. Sein Körper war regelmäßig gebaut, dabei fest, sein Gemüt heiter, als wenn geräuchert Ochsenfleisch und alter Franzwein auf seine Existenz Einfluß gehabt hätten. Auf seinen Wangen blühte Gesundheit, und aus den braunen Augen sah Behaglichkeit und froher Jugendsinn hervor. Er glich einer markigen Pflanze, die nur Wasser und ein mageres Erdreich bedarf, um wohl zu gedeihen, in allzu

fettem Boden aber geilen Überwuchs treibt, ohne Frucht und Genuß. Der väterliche Nachlaß war, wie es oft der Fall ist, des Sohnes Verderben. Kaum hatte er das Vergnügen empfunden, Besitzer eines großen Vermögens zu sein und damit nach Belieben schalten zu können, so suchte er sich dessen nicht anders als einer drückenden Bürde zu entledigen, spielte den reichen Mann im Evangelium und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Kein Gastmahl am Hofe des Bischofs kam den seinigen gleich an Pracht und Überfluß, und so lange die Stadt Bremen steht, wird solch ein Ochsenfest nicht wieder erlebt, als er jährlich zu begehen pflegte; an jeden Bürger in der Stadt spendete er einen Krüselbraten aus und ein Krüglein spanischen Wein. Davon ließ die ganze Stadt den Sohn des Alten hoch leben, und Franz war der Held des Tages.

Bei diesem fortwährenden Taumel von Schwelgerei wurde an keine Bilanzrechnung gedacht. Einige Jahre verliefen, ohne daß der verschwenderische Gauch eine Abnahme seiner Renten spürte; denn bei des Vaters Hinscheiden waren Kisten und Kasten voll. Die gefräßige Schar der Tischfreunde, das lustige Völklein der lustigen Brüder, die Spieler, Lungerer und alle, die von dem verlorren Sohn Nutzen und Gewinn hatten, sahen sich wohl vor, ihn zu einiger Besonnenheit kommen zu lassen; sie rissen ihn von einem Vergnügen zum andern fort und erhielten ihn immer in Atem, damit nicht ein nüchterner Augenblick die Vernunft aufwecken und ihren räuberischen Klauen die Beute entführen möchte.

Aber plötzlich versiegte das Brünnlein des Wohllebens; die Sonnen Goldes aus dem väterlichen Nachlaß waren abgezapft bis auf die Hefen. Franz kommandierte eines Tages eine große Zahlung; der Kassierer war außer stand, die Ordre seines Herrn zu honorieren und gab sie mit Protest zurück. Das fuhr dem jungen Schlemmer mächtig vor die Stirn; doch fühlte er nur Verdruß und Unwillen über seinen widerspenstigen Diener, dem er allein die Unordnung in seinen Finanzen beimaß.

Er gab sich auch keine weitere Mühe, die Ursache davon zu ergründen, sondern nachdem er zu der gewöhnlichen Litanei des Unsinns seine Zuflucht genommen und einige Duzend Flüche abgedonnert hatte, ließ er an den achselzuckenden Haushalter den lakonischen Befehl ergehen: „Schaff' Rat!“

Die Geldmäkler, die Wucherer und Wechsler wurden nun in Tätigkeit gesetzt. Gegen hohe Zinsen flossen im kurzen wieder große Summen in die ledigen Kassen; der Saal mit harten Thalern gepflastert leistete in den Augen der Gläubiger eine Zeit lang gute Dienste, doch unter der Hand breitete sich das Gerücht in der Stadt aus, daß silberne Pflaster im Speisesaal sei in aller Stille aufgehoben und mit einem steinernen vertauscht worden. Die Sache wurde von Stund' an auf Verlangen der Darleiher gerichtlich untersucht und in der That also befunden. Nun wurde der Konkursprozeß eröffnet, das Haus nebst allen annexis, Vorrathshäusern, Gärten, Feldgütern, auch allen Mobilien, bei brennender Kerze versteigert, und der Besitzer, der sich zur Notwehr mit einigen rechtlichen Schikanen noch verbollwerkelt hatte, judicialiter ermittelt.

Es war ihm wie einem berauschten Zecher zu Mute, der eben aus dem Weintaumel wieder erwacht und sich nicht zu besinnen weiß, was mit ihm vorgegangen ist. Er lebte nach der Weise verunglückter Verschwender, schämte sich nicht und grämte sich nicht. Zum Glück hatte er noch einige Reliquien aus dem Familienschmucke vom Schiffbruch geborgen, die ihn noch eine Zeit lang vor drückendem Mangel schützten.

Er bezog ein Quartier in einem abgelegenen Gäßchen, in welches die Sonne das ganze Jahr nicht schien, außer in den längsten Tagen, wenn sie ein wenig über die hohen Dächer blickte. Hier fand er für seine jetzt sehr eingeschränkten Bedürfnisse alles, was er brauchte; die frugale Küche des Wirts schützte ihn vor Hunger, der Ofen vor Kälte, das Dach vor Regen, die vier Wände vor Wind; nur für die peinliche Langeweile wußte er weder Rat noch Zuflucht. Das lockere Gesindel der Schmarotzer war mit

dem Wohlstande davon geflohen, und von seinen ehemaligen Freunden kannte ihn keiner mehr, er wußte sich mit nichts zu beschäftigen, als daß er seine Laute stimmte und zuweilen darauf klimperte, hiernächst zur Abwechslung aus dem Fenster schauete und Wetterbeobachtungen anstellte. Sein Beobachtungsg Geist bekam indessen bald eine andere Nahrung, wodurch der leere Raum in Kopf und Herzen auf einmal ausgefüllt wurde.

In dem engen Gäßchen, seinem Fenster gerade gegenüber, wohnte eine ehrbare Matrone, die auf Hoffnung besserer Zeiten sich kümmerlich vom langen Faden nährte, den sie nebst einer wunderschönen Tochter durch die Spindel gewann; sie zogen tagtäglich denselben so lang aus, daß sie die ganze Stadt Bremen mit Wall und Graben und allen Vorstädten leicht damit hätten umspannen mögen. Die beiden Spinnerinnen waren eigentlich nicht für die Spindel geboren; sie waren von gutem Herkommen und lebten ehemals im behaglichen Wohlstande. Der schönen Meta Vater hatte ein eigenes Schiff auf der See, das er selbst befrachtete und mit dem er jährlich nach Antwerpen fuhr; aber ein schwerer Sturm begrub das Schiff mit Mann und Maus und einer reichen Ladung in den Abgrund des Meeres, als Meta noch nicht ihre Kinderjahre zurückgelegt hatte. Die Mutter, eine verständige, gefezte Frau, ertrug den Verlust ihres Gatten und des sämtlichen Vermögens mit weiser Standhaftigkeit, entschlug sich aus edlem Stolze bei ihrer Dürftigkeit aller Unterstützungen des wohlthätigen Mitleids ihrer Freunde und Anverwandtschaft, die sie für schimpfliche Almosen hielt, so lange sie noch in ihrer eignen Tätigkeit Mittel zu finden glaubte, durch ihrer Hände Fleiß sich zu ernähren. Sie überließ ihr großes Haus und all' das köstliche Geräte darin den harten Gläubigern ihres verunglückten Mannes, bezog eine kleine Wohnung im engen Gäßchen und spann vom frühen Morgen an bis in die späte Nacht, ob ihr dieser Broderwerb gleich schwer einging und sie den Faden oft mit heißen Tränen netzte. Dennoch erreichte sie durch diese Emsigkeit den Endzweck, von



niemand abzuhängen und keinem Menschen einige Verbindlichkeit schuldig zu sein. In der Folge lehrte sie die heranwachsende Tochter zu gleicher Beschäftigung an und lebte so genau, daß sie von ihrem Erwerb noch einen Sparpfennig zurücklegte, den sie anwendete, nebenher einen kleinen Flachshandel zu treiben.

Sie vermeinte jedoch keineswegs, in diesem dürftigen Zustande ihr Leben zu beschließen, vielmehr hoffte die wackere Frau dereinst wieder in eine behagliche Lage zu kommen. Sie sah ihre Tochter wie eine Frühlingsrose aufblühen, dabei war sie so tugendlich und sittsam, daß die Mutter sich den Bissen am Munde absparte, um nichts an einer anständigen Erziehung mangeln zu lassen. Denn sie glaubte, es könne nicht fehlen, daß eine so köstliche Perle zum Haus schmuck eines rechtlichen Mannes werde aufgesucht werden. Die schöne Meta blühte zwar nur wie eine köstliche seltene Blume im Gewächshaus, nicht unter Gottes freiem Himmel; sie lebte unter mütterlicher Aufsicht und Gewahrsam höchst eingezogen und still, ließ sich auf keiner Promenade und in keiner Gesellschaft blicken, und kam im ganzen Jahr kaum einmal vor's Thor ihrer Vaterstadt. Mutter Brigitta hoffte aber dennoch auf einen wohlhabenden Eidam, der sie einst wieder aus dem engen Gäßchen in das Land des Überflusses zurückführen würde.

Eines Tages, als Nachbar Franz zum Fenster ausschaute, um Wetterbeobachtungen anzustellen, erblickte er die reizende Meta, welche mit der Mutter aus der Kirche zurückkam, wo sie täglich Messe hörte. Er wurde von dem Anblick bezaubert, zog bei seinem Wirt bald Rundschaft von der angenehmen Nachbarschaft ein und erfuhr das größtenteils, was wir bereits wissen.

Jetzt fiel ihm der erste reuige Gedanke über seine unbesonnene Verschwendung auf; es regte sich ein geheimes Wohlwollen in seinem Herzen gegen die neue Bekanntschaft, und er wünschte nur um deswillen sein väterliches Erbgut wieder zurück,

die liebenswürdige Meta damit auszusteuern. Das Quartier im engen Gäßchen ward ihm jetzt so lieb, daß er's nicht mit dem Schudding würde vertauscht haben. Er kam den ganzen Tag nicht mehr vom Fenster hinweg, um die Gelegenheit zu erlauern, das liebe Mädchen zu betrachten.

Zum Unglück merkte die wachsame Mutter bald, was der Lungerer gegenüber im Schilde führte, und dieses tägliche Angaffen entrüstete sie so sehr, daß sie ihr Fenster mit einer Schleierwolke verhüllte und die Vorhänge dicht zuzog. Meta erhielt strengen Befehl, sich nicht mehr am Fenster sehen zu lassen, und wenn die Mutter mit ihr in die Messe ging, hing sie ihr ein Regentuch übers Gesicht und spütete sich, daß sie mit ihr um die Ecke des Gäßleins herum kam, um dem Auflaurer aus den Augen zu gehen.

Franz stand eben nicht im Rufe, daß der Scharfsinn sein vorzüglichstes Talent sei; aber die Liebe weckt alle Fähigkeiten der Seele auf. Er merkte, daß er durch sein unbescheidenes Spähen sich verraten hatte und zog sich alsbald von seinem Fensterposten zurück, mit dem Entschluß, nicht wieder auszufahren. Dagegen sann er auf einen Fund, seine Beobachtungen dennoch unbemerkt fortzusetzen, und das gelang seiner Erfindsamkeit ohne große Mühe.

Er heuerte den größten Spiegel, der aufzutreiben war und hing diesen in seiner Stube unter einer solchen Richtung auf, daß er durch denselben alles, was in der Wohnung seiner Nachbarinnen vorging, deutlich bemerken konnte. Da man in vielen Tagen nichts mehr von dem Laurer wahrnahm, öffneten sich allmählich die Gardinen wieder, und der große Spiegel empfing zuweilen die Gestalt des herrlichen Mädchens und gab sie zur großen Augenweide seines Inhabers getreulich zurück. Je tiefer die Liebe in seinem Herzen Wurzel schlug, desto mehr erweiterten sich seine Wünsche. Jetzt kam es darauf an, der schönen Meta seine Leidenschaft zu offenbaren und ihre Gesinnung zu erforschen. Der gewöhnlichste und gangbarste

Weg, den Verliebte einzuschlagen pflegen, war ihm in seiner gegenwärtigen Lage ganz unzugänglich. Er wurde zu keinem Hochzeitsmahl, zu keinem Leicheneffen geladen. Der Umweg, durch die Jungemagd oder einen andern dienstbaren Geist zu verhandeln, war hier versperrt; Mutter Brigitta hatte weder Magd noch Zofe, der Flachs- und Garnhandel ging allein durch ihre Hand, und sie verließ die Tochter so wenig als ihr Schatten.

Unter diesen Umständen war's unmöglich, daß Nachbar Franz, der geliebten Meta sein Herz entweder mündlich oder schriftlich entdecken konnte. Er erfand aber bald eine Sprache, die für die Darstellung der Leidenschaften ausdrücklich gemacht scheint.

In einer empfindsamen Stunde ergriff er sein Instrument, ließ es jedoch nicht wie sonst bei dem bloßen Stimmen bewenden, sondern lockte rührende Melodien aus den Saiten hervor, und in minder als einem Monat schuf die Liebe den musikalischen Stümper zum neuen Amphion um. Die ersten Versuche schienen eben nicht bemerkt zu werden, aber bald wurde im engen Gäßchen alles Ohr, wenn er einen Akkord anschlug; die Mütter beschwichtigten die Kinder, die Väter wehrten den lärmenden Knaben vor den Türen, und er hatte das Vergnügen, durch den Spiegel zu bemerken, daß Meta zuweilen das Fenster öffnete, wenn er anfing zu präcludieren. War's ihm gelungen, sie herbeizuziehen, so rauschten seine Phantasien im frohen Allegro oder hüpfen in scherzenden Tanzmelodien daher; hielt sie aber der Umtrieb der Spindel oder die geschäftige Mutter ab, sich sehen zu lassen, so wälzte ein schwerfälliges Andante sich über den Steg der seufzenden Laute.

Meta lernte bald diese Sprache verstehen. Sie machte verschiedene Versuche, zu prüfen, ob sie sich alles recht verdolmetscht hätte, und fand, daß sie nach ihrer Willkür die Virtuosenlaune des unsichtbaren Lautenschlägers regieren konnte. Sie fand ihre weibliche Eitelkeit dadurch geschmeichelt, und es behagte ihr, die nachbarliche Laute bald in den Ton der Freude, bald in den der Klage stimmen zu können. Mutter Brigitta

aber hatte mit dem Erwerb immer den Kopf so voll, daß sie nicht darauf achtete, und die Tochter hütete sich wohl, ihr die gemachte Entdeckung mitzuteilen und dachte vielmehr darauf, eine Gelegenheit auszuspähen, diese harmonischen Ansprachen an ihr Herz durch eine symbolische Gegenrede zu erwidern. Sie äußerte ein Verlangen, Blumentöpfe vor dem Fenster zu haben, und dieses unschuldige Vergnügen ihr zu gestatten, fand bei der Mutter keine Schwierigkeit, da sie nichts mehr von dem lauersamen Nachbar fürchtete, nachdem sie ihn nicht mehr vor Augen sah.

Nun hatte Meta einen Beruf, ihre Blumen zu warten, zu begießen, vor den Sturmwinden sie zu sichern und anzubinden, auch ihr Wachstum und Gedeihen zu beobachten. Mit unaussprechlichem Entzücken erklärte der glückliche Liebhaber diese Hieroglyphen ganz zu seinem Vorteil, und die beredte Laute ermangelte nicht, seine frohen Empfindungen in das horchsame Ohr der schönen Blumenfreundin über das enge Gäßchen hinüber zu modulieren. Das tat in dem zarten jungfräulichen Herzen Wunder. Es fing an, sie heimlich zu kränken, wenn Mutter Brigitta bei ihren weisen Tischreden den musikalischen Nachbar einen Taugenichts und Lungerer schalt oder mit dem verlorenen Sohne verglich. Sie nahm immer seine Partei, wälzte die Schuld seines Verderbens auf die leidige Verführung und legte ihm nichts zur Last, als daß er das goldene Sprüchlein nicht erwogen hätte: Junges Blut, spar' dein Gut! Indessen verteidigte sie ihn mit schlauer Vorsicht, daß es schien, es sei damit mehr auf die Unterhaltung des Gesprächs abgesehen, als daß sie an der Sache selbst Anteil nähme.

Während Mutter Brigitta innerhalb ihrer vier Wände gegen den jungen Wildfang eiferte, hegte dieser für sie gleichwohl die besten Gesinnungen und machte die ernsthafteste Spekulation, wie er nach Vermögen ihre dürftigen Umstände verbessern und die wenige Habe, die ihm noch übrig war, mit ihr teilen möchte; Er urteilte aber ganz recht, daß ein Geschenk oder ein Stück

Zeug von unbekannter Hand wohl schwerlich dürfte angenommen werden, oder die Tochter sich darin kleiden möchte, und daß er alles verderben würde, wofern er sich als der Geber zu der Spende zeigte. Unversehens führte der Zufall eine Gelegenheit herbei.

Mutter Brigitta beklagte sich gegen eine Nachbarin, der Flachs sei nicht geraten und koste mehr im Einkauf, als die Abnehmer dafür bezahlen wollten. Franz ließ sich das nicht zweimal sagen; er lief alsbald zum Goldschmied und vermäkelte die Ohrenspangen seiner Mutter, kaufte einige Stein Flachs ein und ließ sie durch eine Unterhändlerin, die er gewann, seiner Nachbarin für einen geringen Preis anbieten. Der Handel wurde geschlossen und wucherte so reichlich, daß die schöne Meta auf Allerheiligentag in einem neuen Kleid prangte.

Doch eben, da er sich über den guten Erfolg seiner ungeschuldigen List in der Seele freuete, wurde das Geheimnis verraten. Mutter Brigitta wollte der Flachsströblerin, die ihr so reichlichen Erwerb eingebracht hatte, zur Vergeltung auch eine Güte tun und bewirtete sie mit einem wohlbezuckerten Reiskreis und einem Quartierchen spanischen Sekt. Diese Mäscherei setzte nicht nur den zahnlosen Mund, sondern auch die geschwähige Zunge der Alten in Bewegung; sie verhiess den Flachshandel fortzusetzen, wenn ihr Kommittent sich ferner geneigt dazu finden ließe, wie sie aus guten Gründen vermute. Ein Wort gabß andere, Mutter Evens Töchter forschten, bis sie das morsche Siegel der weiblichen Verschwiegenheit auflösten. Meta erbleichte vor Schrecken über diese Entdeckung. Die ernste Frau geriet nicht minder in Bestürzung. Das Kleid wurde aller Bitten und Tränen der Besitzerin ungeachtet des folgenden Tages auf den Trödelmarkt geschickt, das daraus gelöste Geld mit dem übrigen aufs gewissenhafteste berechneten Gewinn von dem Flachsgeschäft zusammengepackt und als eine alte Schuld unter der Aufschrift: „An Herrn Franz Melcherson, seßhaft in Bremen“, durch Beihilfe des Hamburger Boten zurückspeidiert. Der Empfänger nahm auf guten Glauben das Päckchen

Geld als einen unvermuteten Segen an, wünschte, daß alle Schuldner seines Vaters in Abzahlung der alten Reste so gewissenhaft sein möchten als dieser biedere Unbekannte, und ahnte nichts von dem wahren Zusammenhange der Sache; die schwaghafte Mätklerin hütete sich auch wohl, ihm die Wahrheit zu sagen.

Unterdessen belehrte ihn der Spiegel, daß gegenüber die Aussichten in einer Nacht sich gar sehr verändert hatten. Die Blumentöpfe waren verschwunden, und die Schleierwolken bedeckten wieder den freundlichen Horizont. Meta war selten sichtbar, und wenn sie ja einmal auf einen Augenblick zum Vorschein kam, wie der Silbermond in einer stürmischen Nacht aus dem Gewölke, so erschien sie mit gar trübseligem Gesicht, das Feuer ihrer Augen war verloschen, und ihn bedünkte, sie zerdrücke zuweilen ein perlendes Tränlein mit dem Finger. Das griff ihm gewaltsam ans Herz, und die Laute hallete schweremutsvolle Mitempfindung. Er quälte sich und sann, die Ursache des Trübsinns seiner Liebshaft zu erforschen, ohne mit seinem Dichten und Denken etwas zu enden. Nach Verlauf einiger Tage bemerkte er mit großer Bestürzung, daß gegenüber im Zimmer alles öde und leer war; die angenehme Nachbarschaft war abends zuvor in aller Stille umgezogen.

Sobald sich sein Geist wieder gesammelt hatte, stellte er über das unerwartete Phänomen am nachbarlichen Horizont mancherlei lehrreiche Betrachtungen an. Er merkte, daß Mutter Brigitta hinter seine Geheimnisse gekommen sei, und daß er nicht ihr Held war, und diese Entdeckung munterte eben seine Hoffnung nicht sehr auf. Der Trübsinn der schönen Meta und die Träne, die er kurz vor der Auswanderung aus dem engen Gäßchen in ihren schönen Augen bemerkt hatte, belebten seine Hoffnung wieder und erhielten ihn bei gutem Mute. Sein erstes Geschäft war, auf Rundschaft auszugehen und in Erfahrung zu bringen, wohin Mutter Brigitta ihre Residenz verlegt habe. Es kostete ihm wenig Mühe, ihren Aufenthalt zu erfahren; gleichwohl war er zu bescheiden, ihr mit wesent-

licher Wohnung zu folgen, und begnügte sich nur, die Kirche auszuspähen, wo sie nun Messe hörten. Er verfehlte nie, ihr auf dem Heimwege zu begegnen, bald da, bald dort in einem Laden oder in einer Haustür, wo sie vorübergehen mußte, ihr aufzupassen und sie freundlich zu grüßen.

In dem Viertel, wo Mutter Brigitta eingemietet hatte, gabs auch Nachbarschaften, und unter diesen auch Mädchen-späher, denen die Wohlgestalt der reizenden Meta nicht verborgen bleiben konnte. Gerade ihrer Behausung gegenüber wohnte ein wohlhabender Brauherr; den die Scherztreiber, weil er sehr bei Mitteln war, nur den Hopfenkönig nannten. Er war ein junger, flinker Witwer, dessen Trauerjahr eben zu Ende lief, und der nun, ohne die Gesetze des Wohlstandes zu übertreten, berechtigt war, sich nach einer anderweitigen Gehilfin in der Wirtschaft umzusehen. Er hatte gleich nach dem Hinscheiden der seligen Frau mit seinem Schutzpatron, dem heiligen Christoph, in aller Stille den Kontrakt gemacht, ihm eine Wachskerze zu opfern, so lang als eine Hopfenstange und so dick als ein Schürbaum, wenn er es ihm mit der zweiten Wahl nach dem Wunsche seines Herzens würde gelingen lassen. Raum hatte er die schlanke Meta erblickt, so träumte ihm, der heilige Christoph sehe im zweiten Geschos des Hauses zum Fenster des Schlafgemachs herein und mahne seine Schuld ein. Das dünkte dem raschen Witwer ein himmlischer Beruf zu sein, unverzüglich das Netz auszuwerfen. Am frühen Morgen berief er die Mäkler der Stadt und gab ihnen Kommission auf gebleichtes Wachs, darauf putzte er sich heraus wie ein Rathsherr, sein Heiratsgewerbe zu betreiben. Er hatte keine musikalischen Talente, aber er hatte ein reiches Brauerbe, ein bares Kapital auf der Stadtkämmerei, ein Schiff auf der Weser und einen Meierhof vor der Stadt. Unter diesen Empfehlungen hätte er auch wohl ohne Beistand des heiligen Christoffel auf einen erwünschten Erfolg seiner Werbung rechnen können, besonders bei einer Braut ohne Heiratsgut.

Er ging, dem alten Herkommen gemäß, gerade vor die rechte Schmiede und entdeckte der Mutter freundnachbarlich seine christliche Absicht auf ihre tugendliche und ehrsame Tochter. Keine Engellerscheinung hätte die gute Frau mehr entzücken können, als diese frohe Botschaft. Sie sah jetzt die Frucht ihres klugen Planes und die Erfüllung ihrer Hoffnung reifen, aus der bisherigen Dürftigkeit zu ihrem ersten Wohlstande zurück zu kehren, segnete den guten Gedanken, aus dem Winkelgäßchen weggezogen zu sein, und in der ersten Aufwallung der Freude, da sich tausend heitere Ideen in ihrer Seele an einander reihten, dachte sie auch an den Nachbar Franz, der die Veranlassung dazu gegeben hatte. Ohngeachtet er eben nicht ihr Schöpfungsjünger war, gelobte sie ihm doch, als dem zufälligen Werkzeuge ihres aufgehenden Glücksterns, eine heimliche Freude mit irgend einer Spende zu machen und dadurch zugleich Abtrag für den wohlgemeinten Flachshandel zu leisten.

In dem mütterlichen Herzen waren die Heiratspräliminarien so gut als unterzeichnet, doch erlaubte der Wohlstand nicht, in einer so wichtigen Sache zu rasch zu Werke zu gehen; daher nahm sie den Antrag ad referendum, um nebst ihrer Tochter die Sache mit Gebet zu überlegen, und bestimmte eine achttägige Frist, nach deren Verlauf sie den ehrsamem Brautwerber, wie sie sagte, mit genügender Antwort zu contentieren verhoffte, welches er sich gern gefallen ließ und sich empfahl. Raum hatte er den Rücken gewendet, so wurden Spindel und Weife, Schwingstock und Hechel, ohne Rücksicht auf ihre treugeleisteten Dienste, ins Elend verwiesen und als unnütze Gerätschaften in die Rumpelkammer gestellt. Wie Meta aus der Messe zurückkam, erstaunte sie über die plötzliche Katastrophe in dem Wohnzimmer, es war alles aufgepusht wie an einem von den drei hohen Festen im Jahr. Ehe sie noch Zeit gewann, die freundlich lächelnde Mutter zu befragen, kam ihr diese schon mit Aufklärung des Rätsels entgegen. Es ergoß sich ein Strom von weiblicher Wohlredenheit aus ihrem Munde, das bevorstehende

Glück mit den lebhaftesten Farben abzuschildern. Sie erwartete von Meta das sanfte Erröten der jungfräulichen Verschämtheit, und dann eine völlige Ergebung in den mütterlichen Willen.

Allein Mutter Brigitta irrte sich in diesem Punkte gar sehr; die schöne Meta wurde nicht rot wie eine Rose, sondern totenbläß wie eine Leiche, und sie sank ohnmächtig in den mütterlichen Arm. Nachdem ihre Lebensgeister mit kaltem Wasser wieder waren aufgefrischt worden und sie sich in etwas erholt hatte, flossen ihre Augen von Tränen, als wenn ihr großes Unglück begegnet wäre. Daraus merkte die verständige Mutter bald ab, daß ihr das Heiratsgewerbe nicht zu Sinnen sei, worüber sie sich denn höchlich verwunderte und weder Bitten noch Ermahnungen sparte, die Gelegenheit, durch eine gute Heirat ihr Glück zu machen, nicht aus Eigensinn und Widerspenstigkeit zu verschmerzen. Aber Meta war nicht zu überreden, daß ihr Glück von einer Heirat abhinge, wozu ihr Herz nicht seine Zustimmung gäbe. Die Debatten zwischen Mutter und Tochter dauerten verschiedene Tage vom frühen Morgen bis in die späte Nacht; der Termin zum Bescheid rückte heran, die gigantische Wachskerze für den heiligen Christoph war auch bereits fertig und gar herrlich mit lebendigen Blumen bemalt, wie ein buntes Licht, ob der Heilige sich gleich so untätig für seinen Klienten die ganze Zeit über bewiesen hatte, daß diesem das Herz der schönen Meta verriegelt und verschlossen blieb.

Indessen hatte sie sich die Augen ausgeweint, und die mütterliche Überredungskunst hatte so gewaltsam gewirkt, daß sie wie eine Blume von schwüler Sonnenhitze zusammenwelkte und sichtbar abzehrte. Geheimer Kummer nagte an ihrem Herzen, sie hatte sich ein strenges Fasten auferlegt und seit drei Tagen keinen Mundbissen genossen, auch mit keinem Tropfen Wasser ihre trockenen Lippen benetzt. Des Nachts kam ihr kein Schlaf in die Augen, und darüber wurde sie zum Sterben krank, daß sie die letzte Ölung begehrte. Da die zärtliche Mutter die Stütze ihrer Hoffnung wanken sah, bequemte sie sich nach der

Tochter Willen mit freundlicher Nachgiebigkeit. Es kostete ihr zwar große Überwindung und manchen schweren Kampf, eine so vorteilhafte Partie von der Hand zu weisen; doch gab sie sich endlich ganz in den Willen des lieben Kindes und machte der Kranken deshalb weiter keine Vorwürfe. Da auf den bestimmten Tag der flinke Witwer sich anmeldete, in dem guten Vertrauen, daß sein himmlischer Geschäftsträger alles nach Wunsch zur Richtigkeit würde gebracht haben, erhielt er ganz gegen seine Erwartung abschlägige Antwort, die jedoch mit so vielem Glimpf versüßt war, daß sie ihm einging wie Wermutsw Wein mit Zucker. Er fand sich indessen leicht in sein Schicksal und beunruhigte sich so wenig darüber, als wenn sich ein Malzhandel zerschlagen hätte. Im Grunde war auch keine Ursache vorhanden, warum er sich hätte kränken sollen; seine Vaterstadt hat nie Mangel gehabt an lebenswürdigen Töchtern; überdies verließ er sich ungeachtet der mißlungenen Ehemwerbung mit festem Vertrauen auf seinen Schutzpatron, der ihn auch anderweit so gut bediente, daß er, ehe ein Monat verlief, mit großem Pomp die gelobte Kerze vor den Altar des Heiligen pflanzte.

Mutter Brigitta bequeme sich nun, die Spinnerätschaft aus der Rumpelkammer zurück zu berufen. Alles ging wieder seinen gewöhnlichen Gang. Meta blühte bald von neuem auf, war tätig zur Arbeit und ging fleißig in die Messe; die Mutter hingegen konnte den heimlichen Gram über fehlgeschlagene Hoffnung und die Vernichtung ihres Lieblingsplans nicht verbergen, sie war mürrisch, mißmutig und kleinlaut. Besonders quälte sie an dem Tage üble Laune, wo der Nachbar Hopfenkönig Hochzeit hielt. Als der Brautzug in die Kirche begann, und voraus von den Stadtpfeifern drommetet und schalmeiet wurde, wimmerte und erseufzte sie wie in der Unglücksstunde, da ihr die Hiobspost gebracht wurde, die wütige See habe ihren Mann mit Schiff und Gut verschlungen. Meta sah das Brautgepränge mit großer Gleichmütigkeit vorüberziehen; selbst der herrliche Schmuck, die Edelgesteine in der Myrtenkrone und die

neun Reihen Zahlperlen um den Hals der Braut machten auf ihre Gemütsruhe keinen Eindruck. Nur der herznagende Kummer ihrer Mutter beunruhigte sie. Sie war bemüht, durch tausend Liebkosungen und kleine Aufmerksamkeiten sich ihr anzuschmeicheln; es gelang ihr damit nur insoweit, daß die gute Mutter doch wieder etwas gesprächig wurde.

Auf den Abend, als der Brautreiben anhub, sprach sie: „Ach Kind, diesen frohen Reihen könntest du jetzt anführen. Welche Wonne, wenn du die Mühe und Sorgen deiner Mutter mit dieser Freude belohnt hättest. Aber du hast dein Glück verschmäht, und nun erlebe ich's nimmer, dich zum Altar zu geleiten.“ „Ach Mutter, mein Herz sagt mir, daß ich den Mann, der mich zum ehelichen Gemahl begehrt, ehren und lieben soll, und wenn ich den nicht finde, oder der mich nicht sucht, will ich mich nähren durch meiner Hände Arbeit bei heiterm Mute, Euch beistehen und Euer pflegen dereinst im Alter, wie einer frommen Tochter ziemt. Kommt aber der Mann meines Herzens, so segnet meine Wahl, auf daß es Eurer Tochter wohlgehe auf Erden, und fraget nicht, ob er sei vornehm, reich oder geehrt, sondern ob er sei gut und bieder, ob er liebe und geliebt werde.“ — „Ach Tochter, die Liebe hat gar eine dürftige Küche und nährt nur kümmerlich bei Salz und Brot.“ — „Aber doch wohnt Eintracht und Zufriedenheit gern bei ihr und würzet Salz und Brot mit fröhlichem Genuß des Lebens.“

Die reichhaltige Materie von Salz und Brot wurde bis in die späte Nacht erörtert, so lange sich noch eine Geige auf dem Hochzeitsgelage hören ließ, und die große Begnügtheit der bescheidenen Meta brachte die Mutter auf die Vermutung, daß sich der Plan zu einem solchen Handel in ihrem jungfräulichen Herzen wohl schon möchte angesponnen haben. Sie erriet auch leicht den Handelskompagnon im engen Gäßchen, und diese Entdeckung machte ihr wenig Freude; sie ließ sich gleichwohl nichts merken. Sie verzagte nun ganz daran, in ihrer Vaterstadt jemals wieder emporzukommen, ergab sich in ihr Geschick,

und ertrug schweigend, was sie meinte, daß es nicht mehr zu ändern stehe.

Unterdesseu lief das Gerücht in der Stadt um, die stolze Meta habe dem reichen Hopfenkönig den Korb gegeben, und erscholl auch bis ins enge Gäßchen. Franz war außer sich vor Freuden, und die geheime Sorge, daß ein bemittelter Nebenbuhler ihn aus dem Herzen des lieben Mädchens verdrängen möchte, quälte ihn nicht mehr. Doch wurde ihm das Gefühl seiner jugendlichen Unbesonnenheit ein Stachel in der Seele. „Ach Meta,“ sprach er zu sich selbst, „warum habe ich dich nicht früher gekannt! Du wärst mein Schutzengel gewesen und hättest mich vom Verderben errettet.“

Die Liebe hatte in seinem Gemüte eine heilsame Gährung hervorgebracht, das Verlangen nämlich, sich aus seinem gegenwärtigen Nichts hervorzustreben. Unter mancherlei Spekulationen, die er gemacht hatte, seinen zerütteten Finanzen aufzuhelfen, war die vernünftigste die, daß er die Handelsbücher seines Vaters durchging, und die Posten, die als Verlust eingetragen waren, notierte, in der Absicht, das Land zu durchziehen und eine Ährenlese anzustellen, um zu versuchen, ob aus diesen verlorenen Halmen sich noch ein Maß Weizen sammeln ließe. Diesen Ertrag wollte er anlegen, einen kleinen Handel zu beginnen, welchen seine Einbildungskraft bald in alle Teile der Welt ausbreitete. Es dünkte ihn, er sähe schon Schiffe in der See, die mit seinem Eigentum befrachtet wären. Er ging rasch daran, sein Vorhaben auszuführen, machte das letzte goldne Nestei aus der Erbschaft, das Stundenei seines Vaters, zu Gelde, und kaufte dafür einen Reitklepper, der ihn als Bremer Kaufmann in die weite Welt tragen sollte.

Nur die Trennung von der schönen Meta ging ihm schwer ein. „Was wird sie,“ sprach er zu sich, „von diesem plötzlichen Verschwinden denken, wenn ich ihr nicht mehr auf dem Kirchweg begegne? Wird sie mich nicht für treulos halten und aus ihrem Herzen verbannen?“ — Aber die erfindungsreiche Liebe

gab ihm den glücklichen Einfall ein, von öffentlicher Kanzel seine Abwesenheit und deren Absicht ihr kund machen zu lassen. Er erkaufte deswegen in der Kirche, welche bisher das geheime Verständniß der Liebenden begünstigt hatte, eine Vorbitte für einen jungen Reisenden zu glücklicher Ausrichtung seiner Geschäfte; diese sollte so lange dauern, bis er den Groschen für die Danksagung erlegen würde.

Bei der letzten Begegnung hatte er sich reisefertig gekleidet und strich ganz nahe an seinem Liebchen vorbei, grüßte sie bedeutsam und mit milderer Vorsicht als sonst, daß sie darüber errötete, und Mutter Brigitta Gelegenheit bekam, ihr Mißfallen über die Zudringlichkeit des unbesonnenen Laffen, der ihre Tochter noch ins Gerede bringen würde, zu erkennen zu geben. Von der Zeit an wurde Franz in Bremen nicht mehr gesehen und von dem schönsten Augenpaar seiner Vaterstadt vergeblich gesucht. Oft hörte Meta die Vorbitte verlesen, aber sie achtete nicht darauf; denn sie war äußerst bekümmert, daß sich ihr Geliebter verunsichtbart hatte. Nach Verlauf einiger Monate, da die Zeit ihren geheimen Anmut in etwas gemildert hatte, fiel ihr einstmals, als ihr eben die letzte Erscheinung ihres Herzspiels vorschwebte, die Vorbitte sonderbar auf. Sie reimte und erriet den Zusammenhang der Sache, und sie unterließ nie, den jungen Reisenden seinem Schutzengel bestens zu empfehlen.

Unter dieser unsichtbaren Geleitschaft und den guten Wünschen seiner Geliebten setzte Franz die Reise nach Brabant fort, um in Antwerpen einige beträchtliche Summen einzunehmen. Eine Reise von Bremen nach Antwerpen war zu der Zeit, wo es noch Weglagerungen gab und jeder Grundherr einen Reisenden, der keinen Geleitsbrief gelöst hatte, zu plündern und im Verließ seines Raubschlosses verschmachten zu lassen sich berechtigt hielt, mit mehr Gefahren und Schwierigkeiten verknüpft als jeziger Zeit von Bremen bis nach Kamtschatka. Demungeachtet gelang es dem einsamen Reisenden, das Ziel

seiner Wallfahrt zu erreichen, ohne daß ihm mehr als ein einziges Abenteuer aufstieß.

Tief in dem öden Westfalen ritt er an einem schwülen Tage bis in die sinkende Nacht, ohne eine Herberge zu erreichen. Es türmten sich gegen Abend Gewitterwolken auf, und ein heftiger Platzregen durchnäßte ihn bis auf die Haut. Das fiel dem Zärtling, der von Jugend an alle ersinnlichen Bequemlichkeiten gewohnt war, sehr beschwerlich, und er befand sich in großer Verlegenheit, wie er die Nacht in diesem Zustande hinbringen sollte. Zum Trost erblickte er, nachdem das Ungewitter vorüber gezogen war, ein Licht in der Ferne, und bald darauf langte er vor einer dürftigen Bauernhütte an, die ihm wenig Trost gewährte. Der unfreundliche Wirt war eben im Begriff, neben seine Stiere sich auf die Streu zu wälzen und zu träge, um des Fremdlings willen das Feuer auf dem Herde wieder anzufachen; er blies mit großer Gelassenheit das Licht aus, ohne von ihm weiter Notiz zu nehmen. Weil aber der Wandersmann vor der Thür nicht aufhörte, ihm mit seinen Bitten Überlast zu machen, die ihn nicht einschlafen ließen, suchte er mit guter Art seiner los zu werden, bequemte sich zum Reden und sprach: „Landsmann, so Ihr Euch wollt gütlich tun und Euer wohl pflegen, so findet Ihr hier nicht, was Ihr suchet. Aber reitet dort linker Hand durch den Busch; dahinter liegt die Burg des ehrenfesten Ritters Eberhard Bronthorst, der beherbergt jeden Landfahrer. Nur hat er einen Tollwurm im Kopf, der ihn bisweilen zwickt und plagt, daß er keinen Wandersmann ungerauft von sich läßt. So Euch's nicht irret, ob er Euch das Wamms bläuet, wird's Euch bei ihm behagen.“

Franz bedachte sich eine Weile, endlich entschloß er sich, das Abenteuer zu bestehen. — „Was liegt daran,“ sprach er, „ob mir hier auf einer elenden Streu der Rücken geradebrecht wird oder vom Ritter Bronthorst?“ — Er gab dem Gaul die Sporen und langte bald vor der Pforte eines Schlosses von gotischer Bauart an, klopfte ziemlich deutlich an das

eiserne Thor, und ein ebenso vernehmliches „Wer da?“ hallete ihm von innen entgegen.

Der Eigentümer der alten Burg hatte von Jugend an als ein rüstiger Kriegsmann im Heere des Kaisers unter dem wackern Georg von Fronsberg gedient und ein Fähnlein Fußvolf gegen die Venediger angeführt, sich nachher in Ruhe gesetzt und lebte auf seinen Gütern, wo er die Sünden der ehemaligen Feldzüge abzubüßen viel gute Werke verrichtete, die Hungrigen speiste, die Durstigen tränkte, die Pilger beherbergte und die Beherbergten wieder aus dem Hause prügelte. Denn er war ein roher, wüster Kriegsmann, der des martialischen Tons sich nicht wieder entwöhnen konnte, ob er gleich seit vielen Jahren in stillem Frieden lebte. Der neue Ankömmling, der bereitwillig war, gegen gute Bewirtung sich der Sitte des Hauses zu unterwerfen, verzog nicht lange, so rasselten von innen die Riegel und Schlösser am Thor, die keuchenden Türflügel taten sich auf, als wenn sie durch den Sannerton, den sie hören ließen, den eintretenden Fremdling warnten oder besaufzten. Den bangeren Reisenden überließ mit einem kalten Schauer nach dem andern den Rücken herab, als er durch das Thor einritt; demungeachtet wurde er wohl empfangen, einige Bedienten eilten herbei, ihm aus dem Sattel zu helfen, erzeigten sich geschäftig, das Gepäck abzuschneiden, den Rappen in den Stall zu ziehen und den Reiter zu ihrem Herrn in ein wohl erleuchtetes Zimmer einzuführen.

Das kriegerische Ansehen des athletischen Mannes, der seinem Gaste entgegen kam und ihm so nachdrücklich die Hand schüttelte, daß er hätte laut aufschreien mögen, auch ihn mit einer Stimme willkommen hieß, als wenn der Fremdling taub gewesen wäre, übrigens ein Mann in seinen besten Jahren schien, voll Feuer und Tatkraft, setzte den scheuen Wanderer in Furcht und Schrecken, also daß er seine Zagheit nicht verbergen konnte und am ganzen Leibe erbebte. — „Was ist Euch, junger Gesell,“ frug der Ritter mit einer Donnerstimme, „daß

Ihr zittert wie ein Espenlaub und erbleichet, als wolle Euch eben der Tod schütteln?" — Franz ermannte sich, und weil er bedachte, daß seine Schultern nun einmal die Zeche bezahlen müßten, ging seine Furchtsamkeit in eine Art Dreistigkeit über. „Herr," antwortete er traulich, „Ihr seht, daß mich der Platzregen durchweicht hat, als sei ich durch die Weser geschwommen. Schaffet, daß ich meine Kleider mit trockenen wechseln kann, und lasset zum Imbiß ein wohlgewürztes Biermus auftragen, das den Fieberschauer vertreibe, der an meinen Nerven zuckt, so wird mir wohl ums Herz sein." — „Wohl," gegenredete der Ritter, „heißt, was Euch not tut, Ihr seid hier zu Hause."

Franz ließ sich bedienen wie ein Bassa, und weil er nichts anders als Padoggen zu erwarten hatte, so wollte er sie verdienen, foppte und neckte die Diener, die um ihn geschäftig waren, auf mancherlei Weise; es kommt, dachte er bei sich, doch alles auf eine Rechnung. — „Das Wamms," sprach er, „ist für einen Schmeerbauch, bringt mir eins, das genauer auf den Leib paßt; dieser Pantoffel brennt wie Feuer auf dem Hühnerauge, schlägt ihn über den Leisten; diese Krause ist steif wie ein Brett und würgt mich wie ein Strick, schafft eine herbei, die mir sanfter tue und durch keinen Stärkebrei gezogen sei."

Der Hausherr ließ über diese bremische Freimütigkeit so wenig einen Unwillen spüren, daß er vielmehr seine Diener antrieb, hurtig auszurichten, was ihnen befohlen war, und sie Pinsel schalt, die keinen Fremden zu bedienen wüßten. Als der Tisch bereitet war, setzten sich Wirt und Gast und ließen sich beide das Biermus wohl behagen. Bald darauf frug jener: „Begehrt Ihr auch etwas zur Nachkost?" — Dieser erwiderte: „Laßt auftragen, was Ihr habt, daß ich sehe, ob Eure Küche wohlbestellt sei." — Als bald erschien der Koch und besetzte den Tisch mit einer herrlichen Mahlzeit, die kein Graf würde verschmäht haben. Franz langte fleißig zu und wartete nicht, bis er genötigt wurde. Als er sich gesättigt hatte, sprach er: „Eure Küche, sehe ich, ist nicht übel bestellt;

wenn's um den Keller auch so steht, so muß ich Eure Wirtschaft fast rühmen." — Der Ritter winkte dem Kellner, dieser füllte flugs den Willkommen mit dem gewöhnlichen Tischwein und kredenzte ihn seinem Herrn, der ihn auf die Gesundheit des Gastes rein ausleerte. Drauf tat Franz dem Junker ehrlichen Bescheid, welcher sprach: „Lieber, was sagt Ihr zu diesem Weine?“ — „Ich sage, daß er schlecht sei,“ antwortete Franz, „wenn's vom besten ist, den Ihr auf dem Lager habt, und daß er gut sei, wenn's Eure geringste Nummer ist.“ — „Ihr seid ein Schmecker,“ entgegnete der Ritter. „Kellner, zapf' uns eins aus dem Mutterfasse!“ — Der Schenke brachte einen Schoppen zum Kostetrunk, und als ihn Franz versucht hatte, sprach er: „Das ist echter Firnewein, dabei wollen wir bleiben.“

Der Ritter befahl, einen großen Henkelkrug zu bringen und trank sich mit seinem Gaste heiter und froh, fing an, von seinen Kriegszügen zu reden, wie er gegen die Benediger zu Felde gelegen, die feindliche Wagenburg durchbrochen und die wälschen Scharen wie die Schafe abgewürgt habe. Bei dieser Erzählung geriet er in einen solchen kriegerischen Enthusiasmus, daß er Flaschen und Gläser niedersäbelte, das Tranchiermesser wie eine Lanze schwang und seinem Tischgenossen dabei so nahe auf den Leib rückte, daß diesem für Nase und Ohren bange war.

Es wurde spät in der Nacht; gleichwohl kam dem Ritter kein Schlaf in die Augen, er schien recht in seinem Elemente zu sein, wenn er auf den Kriegszug gegen die Benediger zu reden kam. Die Lebhaftigkeit der Erzählung mehrte sich mit jedem Becher, den er ausleerte, und Franz fürchtete, daß dieses der Prolog zu der Haupt- und Staatsaktion sein möchte, bei welcher er die interessanteste Rolle spielen sollte. Um zu erfahren, ob er innerhalb oder außerhalb des Schlosses übernachten werde, beehrte er einen vollen Becher zum Schlaftrunk. Nun meinte er, werde man ihm den Wein erst einnötigen, und wenn er nicht Bescheid täte, ihn unter dem Scheine eines Weinzwistes nach der Sitte des Hauses mit dem gewöhnlichen Reisegeld

fortschicken. Gegen seine Erwartung wurde ihm ohne Widerrede gewillfahrt; der Ritter riß augenblicklich den Faden seiner Erzählung ab und sprach: „Zeit hat Ehre, morgen mehr davon!“ — „Verzeihet, Herr Ritter,“ antwortete Franz, „morgen, wenn die Sonne aufgeht, bin ich über Berg und Thal; ich ziehe einen fernen Weg nach Brabant und kann hier nicht weilen. Darum beurlaubt mich heute, daß mein Abschied morgen Eure Ruhe nicht störe.“ — „Tut, was Euch gefällt,“ beschloß der Ritter; „aber scheiden sollt Ihr nicht von hinnen, bis ich aus den Federn bin, daß ich Euch noch mit einem Bissen Brot und einem Schluck Danziger zum Imbiß labe, dann bis an die Thür geleite und nach Gewohnheit des Hauses verabschiede.“

Franz bedurfte zu diesen Worten keiner Auslegung. So gern er dem Hauspatron die letzte Höflichkeit der Geleitschaft bis in die Haustür erlassen hätte, so wenig schien dieser geneigt, von dem eingeführten Ritual abzuweichen. Er befahl den Dienern, den Fremden auszukleiden und ins Gastbette zu legen, wo sich Franz wohl sein ließ und auf elastischen Schwanenfedern einer köstlichen Ruhe genoß, daß er sich, ehe ihn der Schlaf übermannte, selbst gestand, eine so herrliche Bewirtung sei um eine mäßige Bastonade nicht zu teuer erkauft. Bald umflatterten seine Phantasie angenehme Träume. Er fand die reizende Meta in einem Rosengehege, wo sie mit ihrer Mutter lustwandelte und Blumen pflückte. Flugs verbarg er sich hinter eine dichtbelaubte Hecke, um von der strengen Domina nicht belauscht zu werden; wiederum versetzte ihn die Einbildungskraft in das enge Gäßchen, wo er durch den Spiegel die schneeweiße Hand des lieben Mädchens, mit ihren Blumen beschäftigt, sah; bald saß er neben ihr im Grase, wollte ihr seine heiße Liebe erklären, und der blöde Schäfer fand keine Worte dazu. Er würde bis hellen Mittag geträumt haben, wenn ihn nicht die sonore Stimme des Ritters und das Geklirr seiner Sporen aufgeweckt hätte, der bei Anbruch des Tages schon in Küche und Keller Revision hielt, ein gutes Frühstück zuzurichten befahl

und jeden Diener auf den ihm zugetheilten Posten stellte, um bei Handen zu sein, wenn der Gast erwachen würde, ihn anzukleiden und zu bedienen.

Es kostete dem glücklichen Träumer viel Überwindung, sich von dem sichern, gastfreundlichen Bett zu scheiden, er wälzte sich hin und her; doch die grelle Stimme des gestrengen Junkers engte ihm das Herz ein, und einmal mußte er in den sauren Apfel beißen. Also erhob er sich von den Federn, und sogleich waren ein Duzend Hände geschäftig, ihn anzukleiden. Der Ritter führte ihn ins Speisegemach zu einer kleinen, wohl zugeschickten Tafel; aber da es jetzt zum Abdrücken kam, fühlte der Reisende wenig Eßlust. Der Hauswirt ermunterte ihn: „Warum langt Ihr nicht zu? Genießt etwas für den bösen Nebel.“ — „Herr Ritter,“ antwortete Franz, „mein Magen ist noch voll von Eurem Abendmahl; aber meine Taschen sind leer, die mag ich wohl füllen für den künftigen Hunger.“ Er räumte nun wacker auf und bepackte sich mit dem Niedlichsten und Besten, daß alle Taschen strotzten. Wie er sah, daß sein Gaul wohl gestriegelt und aufgezümt vorgeführt wurde, trank er ein Gläslein Danziger zum Valet, in der Meinung, das werde die Losung sein, daß ihn der Wirt beim Kragen fassen und sein Hausrecht werde fühlen lassen.

Aber zu seiner Verwunderung schüttelte er ihm wie beim Empfang traulich die Hand, wünschte ihm Glück auf die Reise, und die Riegelthür wurde aufgetan. Er säumte nicht, den Rappen anzustechen, und zak zak war er zum Thor hinaus, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt wurde.

Jetzt fiel ihm ein schwerer Stein vom Herzen, da er sich in völliger Freiheit befand und sah, daß er so mit heiler Haut davongekommen war; er konnte nicht begreifen, warum ihm der Wirt die Rechnung krediert hatte, die seinem Bedünken nach hoch an die Kreide lief, und umfaßte nun den gastfreien Mann mit warmer Liebe, dessen faust- und kolbengerechten Arm er gefürchtet hatte; trug aber noch großes Verlangen, Grund oder

Untergrund des ausgestreuten Gerüchtes an der Quelle selbst zu erforschen. Darum wendete er flugs den Gaul und trabte zurück. Der Ritter stand noch im Thor und glossierte mit seinen Dienern zur Beförderung der Pferdekunde, die sein Lieblingsstudium war, über Abkunft, Gestalt und Bau des Rappen und seines harten Trabes, währte, der Fremdling vermisse etwas von seinem Reisegepäck, und sah die Diener wegen ihrer vermeinten Unachtsamkeit scheel an. — „Was gebricht Euch, junger Gesell,“ rief er dem Kommenden entgegen, „daß Ihr umkehret, da Ihr wolltet förder ziehen?“ — „Ach, noch ein Wort, ehrenfester Ritter!“ antwortete der Reisende. „Ein böses Gerücht sagt, daß Ihr jedes Fremdlings wohl pfleget, der bei Euch einspricht, um ihn, wenn er wieder davon scheidet, Eure starken Fäuste fühlen zu lassen. Dieser Sage habe ich vertraut und nichts gespart, die Zeche Euch abzuverdienen; ich gedachte bei mir, der Junker wird mir nichts schenken, so will ich ihm auch nichts schenken. Nun laßt Ihr mich in Frieden ziehen, sonder Strauß und Gefährde, das nimmt mich Wunder. Lieber, sagt mir darum, ist einiger Grund oder Schein an der Sache, oder soll ich das faule Geschwätz Lügen strafen?“ — Der Ritter entgegnete: „Das Gerücht hat Euch keineswegs mit Lügen berichtet; es treibt sich keine Rede im Volk um, es liegt ein Körnlein Wahrheit darinnen. Vernehmet den eigentlichen Bericht, wie die Sache steht. Ich beherberge jeden Fremdling, der unter mein Dach eingeht, und teile meinen Mundbissen mit ihm, um Gottes willen. Nun bin ich ein schlichter deutscher Mann, von alter Zucht und Sitte, rede wie mir's ums Herz ist und verlange, daß auch mein Gast herzlich und zuversichtlich sei, mit mir genieße, was ich habe, und frei sage, was er bedarf. Aber da gibt's einen Schlag Leute, die mir mit allerlei Faxen Verdruß tun, foppen und äffen mich mit Kniebeugungen und Bücklingen, machen viel Redens ohne Sinn und Salz, vermeinen, mit glatten Worten mir zu hofieren, geberden sich bei der Mahlzeit wie die Weiber beim Kindtauffchmause. Sag' ich: Langt zu, so erwischen sie

aus Reverenz ein Knöchlein von der Schüssel, das ich meinem Hunde nicht böte; spreche ich: Tut Bescheid! so nehen sie kaum die Lippen aus vollem Becher, als wenn sie Gottes Gabe verschmäheten; lassen sich zu jedem Dinge lange nötigen, tät schier Not, auch zum Stuhlgang. Wenn mir's nun das leidige Gesindel zu bunt und kraus macht, und ich nimmer weiß, wie ich mit meinem Gaste dran bin, so werde ich endlich wild und brauche mein Hausrecht, fasse den Tropf beim Fell, balge ihn weidlich und werfe ihn zur Tür hinaus. Das ist bei mir so Sitte und Brauch, und so halte ich's mit jedem Gaste, der mir Überlast macht. — Aber ein Mann von Eurem Schlag ist mir stets willkommen; Ihr sagtet rund und deutsch heraus, was Euch zu Sinne war, wie's der Bremer Art ist. Sprecht getrost bei mir ein, wenn Euch der Weg wieder vorbeiträgt. Damit Gott befohlen!"

Franz trabte nun mit heiterm, frohem Mute nach Antwerpen zu und wünschte, allenthalben eine so gute Aufnahme zu finden, als bei dem Ritter, Eberhard Bronkhorst genannt. Beim Einzug in die ehemalige Königin der flämischen Städte schwellte ein günstiger Wind das Segel seiner Hoffnung auf. In allen Straßen begegneten ihm Reichtum und Überfluß, und es schien, als wenn Not und Mangel aus der betriebsamen Stadt Landes verwiesen seien. Wahrscheinlicherweise, dachte er bei sich, ist mancher von den alten Schuldnern meines Vaters wieder empor gekommen und wird mir bereitwillig gute Zahlung leisten, wenn ich ihm meine rechtmäßige Forderung darlege. Nachdem er sich von der Ermüdung der Reise erholt hatte, zog er in dem Gasthose, wo er eingekehrt war, vorläufige Nachricht von dem Zustande seiner Schuldleute ein. „Wie steht's mit Peter Martens,“ frug er eines Tages seine Tischgenossenschaft bei der Mahlzeit, „lebt er noch und macht er viel Geschäfte?“ — „Peter Martens ist ein solider Mann,“ antwortete einer aus der Gesellschaft, „treibt Speditionshandel und zieht viel reinen Gewinn davon.“ — „Ist Fabian von Plürs noch in gutem Zustande?“ — „O, der weiß seines

Reichtums kein Ende, sitzt im Räte, und seine Wollmanufakturen geben reiche Ausbeute.“ — „Hat Jonathan Frischkier guten Vertrieb mit seinem Gewerbe?“ — „Ei, der wäre jetzt ein Kapitalmann, wenn sich Kaiser Max nicht hätte von den Franzosen die Braut weghaschen lassen*). Ihm war die Lieferung der Ranten zum Brautputz verdungen; aber der Kaiser hat den Kauf, wie ihm die Braut den Handel, aufgesagt. Wenn Ihr ein Liebchen habt, das Ihr mit den Ranten bedenken wollt, so läßt er sie Euch um's halbe Geld.“ — „Ist das Handelshaus op de Bütelant gesunken, oder hält sich's noch?“ — „Dort hat's vor einigen Jahren im Gesparre geknackt; aber die spanischen Karavellen**) haben eine neue Strebemauer daran gesetzt, daß es nun wohl halten wird.“

Franz erkundigte sich nach mehreren Handelsleuten, an die er Forderungen hatte, erfuhr, daß die meisten sich in blühenden Umständen befanden, die zu seines Vaters Lebzeiten Bankerott gemacht hatten. Diese Nachrichten heiterten sein Gemüt sehr auf; er säumte nicht, seine Papiere in Ordnung zu bringen und bei der Behörde die alten Schuldscheine zu produzieren. Aber es erging ihm mit den Antwerpnern schlecht. Einige wollten von den alten Schulden nichts wissen, und meinten, sie wären aus der Konkursmasse mit fünf Prozent judizialiter rein abgetan; es sei des Gläubigers Schuld, daß er die Zahlung nicht akzeptiert hätte. Andere wußten sich keines Melchior von Bremen zu entsinnen, schlugen ihre unfehlbaren Bücher auf und fanden keine Schuldpost für diesen unbekanntem Namen angemerkt; noch andere brachten eine starke Gegenrechnung zum Vorschein, und es vergingen keine drei Tage, so saß Franz im Schuldurm, um für den väterlichen Kredit zu haften, wo er nicht eher herauskommen sollte, bis er den letzten Heller bezahlt haben würde.

*) Anna von Bretagne.

**) So wurden die spanischen Schiffe ehemals genannt, die nach Amerika gingen.

Er befand sich in seinem engen Gewahrsam wie im qualvollen Zustande einer Seele im Fegefeuer. Jeder Gedanke an Meta war ihm ein Dorn im Herzen; es war kein Schatten von Möglichkeit mehr vorhanden, jemals aus dem Strudel, in welchen er versunken, wieder empor zu kommen, um seine Hand nach ihr auszustrecken. Er fiel in eine stumme Verzweiflung, hegte keinen Wunsch, als den zu sterben, um mit einem Male von der Marter abzukommen, und machte wirklich den Versuch, sich durch Hunger zu töten; aber ein gesunder, rüstiger Magen ergibt sich nicht so leicht in die Beschlüsse des Kopfes und des Herzens. Nachdem der Sterbenslustige zwei Tage der Speise sich enthalten hatte, bemächtigte sich ein despotischer Heißhunger plötzlich der Herrschaft über den Willen und gebot der Hand, in die Schüssel zu greifen, dem Munde, die Speise anzunehmen, den Kimladen, sich in Bewegung zu setzen.

Im Grunde war's der hartherzigen Antwerpner Meinung nicht, Geld von dem angeblichen Schuldner zu erpressen, sondern nur, keines an ihn zu bezahlen; die Gläubiger hatten nicht Lust, einen überlästigen Kostgänger auf Lebenszeit zu verpflegen; genug, nach Verlauf von drei Monaten wurde Franz seiner Gefangenschaft unter dem Beding entledigt, innerhalb vierundzwanzig Stunden die Stadt zu verlassen und den Antwerpner Grund und Boden nie wieder zu betreten. Zugleich empfing er fünf Gulden Reisegeld aus den getreuen Händen der Justiz, die sich seines Rappens und Gepäcks bemächtigt und den Ertrag des daraus gelösten Geldes für Gerichts- und Abzugskosten gewissenhaft berechnet hatte. Mit schwermütigem Herzen verließ er mit dem Pilgerstabe in der Hand ganz demütig die reiche Stadt, in die er vor einiger Zeit voll hochfliegender Hoffnung eingeritten war. Mutlos und unschlüssig, was er nun beginnen sollte, oder vielmehr gedankenlos wandte er durch die Straßen, zum nächsten Thor hinaus, ohne sich darum zu bekümmern, wo der Weg hinführe, den der Zufall ihn hatte nehmen lassen. Er grüßte keinen Wanderer und fragte nach keiner Herberge,

bis ihn Ermüdung oder Hunger nötigten, die Augen aufzuheben und sich nach einer Kirchturmspitze oder sonst einem Merkzeichen von Menschenwohnung umzusehen, wenn er von Menschen Beistand bedurfte. Viele Tage war er ohne Zweck und Ziel in der Irre herumgeschweift, und ein verborgener Instinkt hatte ihn unvermerkt vermöge seiner gesunden Füße geraden Weges nach seiner Heimat hinwärts geführt, als er gleichsam aus einem schweren Traum erwachte und inne ward, auf welcher Straße er sich befand.

Er stand augenblicklich still, um zu überlegen, ob er fördergehen oder wieder umkehren sollte. Scham und Verwirrung bemächtigten sich seiner Seele, wenn er bedachte, daß er als ein Bettler in seiner Vaterstadt herumgehen und die Wohltätigkeit seiner Mitbürger, denen er es ehemals an Reichtum allen zuvorgetan, nun in Anspruch nehmen sollte. Und wie konnte er der schönen Meta in dieser Gestalt unter die Augen treten? Er ließ seiner Einbildungskraft nicht Zeit, dieses traurige Gemälde zu vollenden, sondern nahm den Rückweg mit solcher Eile, als wenn er schon vor dem Hohen Thor in Bremen stände und die Gassenbuben sich versammelten, ihn mit Hohn und Spott durch die Straßen zu begleiten. Sein Entschluß war gefaßt; er wollte einen Seehafen in den Niederlanden zu erreichen suchen, Matrosendienste auf einem spanischen Schiffe nehmen, nach der neuen Welt segeln und nicht eher nach seinem Vaterlande zurückkehren, bis er in dem goldreichen Peru die Reichtümer wiedererwerben würde, die er so unachtsam verschleudert hatte, ehe er den Wert des Geldes kannte.

Schon befand er sich wieder an der niederländischen Grenze und langte unfern von Rheinberg bei Sonnenuntergang in in einem kleinen Flecken an, Rummelsburg genannt, welcher nachher im dreißigjährigen Kriege ganz zerstört worden ist. Eine Karawane Lyker Fuhrleute hatte bereits das Wirtshaus angefüllt, also daß der Wirt keinen Platz hatte, ihn zu beherbergen, und ihn aufs nächste Dorf verwies, besonders weil

er wegen seiner jezigen Landstreicherphysiognomie zu ihm eben nicht das beste Vertrauen hegte und ihn für einen Diebsspion hielt, der auf das Lyker Fuhrmannsgut eine Absicht habe. Er mußte sich der großen Ermüdung ungeachtet zur weitem Wallfahrt rüsten und sein Reisebündel wieder auf den Rücken nehmen.

Indem er beim Abzuge einige bittere Klagen und Verwünschungen über die Hartherzigkeit des Wirtes zwischen den Zähnen hervormurmelte, schien dieser mit dem Zustande des Fremdlings einiges Mitleid zu empfinden und rief ihm aus der Thür nach: „Hört doch, junger Gesell, was ich Euch sagen mag; wenn Ihr hier zu rasten begehrt, will ich Euch wohl unterbringen. Hier oben im Schlosse sind der ledigen Zimmer genug, wenn's Euch da nicht zu einsam ist; es wird nicht bewohnt, und ich habe den Schlüssel dazu.“ — Franz nahm den Vorschlag mit Freuden an, rühmte ihn als ein Werk der Barmherzigkeit, bat nur um Dach und Fach und um ein Abenbrot, sei's gleich in einem Schloß oder in einer Bauernhütte. Der Wirt war aber ein heimlicher Schalk, den's wurmte, daß der Fremdling einige halblaute Schmähungen gegen ihn sich hatte entfallen lassen, und wollte sich dafür durch einen Plagegeist rächen, der in der alten Bergveste hauste und die Einwohner seit langen Jahren daraus vertrieben hatte.

Das Schloß lag nahe am Flecken auf einem schroffen Felsen, gerade dem Gasthof gegenüber, so daß es nur durch die Fahrstraße und einen kleinen Forellenbach davon geschieden wurde. Der angenehmen Lage halber wurde es noch immer im baulichen Stande erhalten, war auch mit allem Hausgeräthe wohl versehen und diente dem Eigentümer zum Jagdschloß, der oft darin den Tag über bankettierte, aber sobald die Sterne am Himmel funkelten, mit seinem Gesinde davonzog, um dem Poltergeist, der die Nacht über darin toste, zu entweichen; denn am Tage ließ das Gespenst sich nicht vermerken. Der Graf hätte keinen treuern und wachsamern Hüter bestellen können, als eben das Nachtgespenst, das die verwegensten

Diebesbanden in Respekt hielt. Daher wußte er keinen sicherern Ort zur Aufbewahrung seiner Kostbarkeiten, als dieses alte Bergschloß, in dem Flecken Rummelsburg bei Rheinberg gelegen.

Sinunter war der Sonnenschein, die finstere Nacht brach stark herein, als Franz mit einer Laterne in der Hand vor der Pfortentür des Schlosses unter Geleitschaft des Wirtes anlangte, der in einem Korbe Lebensmittel trug, nebst einer Flasche Wein, die, wie er sagte, nicht in Rechnung kommen sollte. Auch hatte er ein paar Leuchter und zwei Wachskerzen mitgenommen; denn im ganzen Schlosse war weder Licht noch Leuchter, weil man nie länger des Abends als bis zum Zwielichte daselbst verweilte. Unterwegs bemerkte Franz den knisternden, schwer beladenen Korb und die Wachslichte, deren er nicht zu bedürfen und sie doch bezahlen zu müssen glaubte. Darum sprach er: „Wozu dieser Überfluß und Unrat wie bei einem Gastmahl? Das Licht in der Leuchte ist hinreichend, dabei zu sehen, bis ich mich aufs Lager strecke, und wenn ich erwache, wird die Sonne hoch herauf sein; denn ich fühle große Ermüdung und werde auf beiden Ohren schlafen.“ — „Ich will Euch nicht verhehlen,“ antwortete der Wirt, „daß sich ein Gerücht umtreibt, es gehe irre im Schlosse und wohne ein Spukgeist darin. Ihr dürft Euch das gleichwohl nicht irren lassen; wir sind, wie Ihr sehet, nahe genug, daß Ihr uns erufen könnt, wenn Euch etwas Unnatürliches zustoßen sollte; ich werde mit meinem Gesinde flugs bei der Hand sein, Euch Beistand zu leisten. Unten im Hause wird's die ganze Nacht nicht ruhig, und es bleibt immer jemand wach. Ich wohne nun seit dreißig Jahren hier im Orte, kann gleichwohl nicht sagen, daß ich je was gesehen hätte. Wenn's ja zuweilen in der Nacht Gepolter gibt, so sind's Ragen und Marder, die auf dem Kornboden rafaunen. Aus Vorsicht habe ich Euch mit Licht versehen; die Nacht ist doch keines Menschen Freund, und die Kerzen sind geweiht, deren Schimmer die Gespenster, wenn welche im Schlosse vorhanden sind, gewiß scheuen werden.“

Der Wirt sagte damit keine Unwahrheit, daß er nie von einem Gespenst im Schlosse was inne worden sei; bei Nacht hatte er sich wohl in acht genommen, jemals einen Fuß hinein zu setzen, und bei Tage ließ sich der Geist nicht sehen; auch jetzt wagte der Schalk sich nicht über die Grenze. Nachdem er die Türe geöffnet hatte, reichte er dem Wanderer den Korb, wies ihn zurecht und wünschte gute Nacht. Franz trat ohne Furcht und Scheu in das Vorhaus und vermeinte, die Spukgeschichte sei leeres Geschwätz.

Nach Anweisung des Wirts stieg er die steinerne Wendeltreppe hinauf und kam vor eine verschlossene Türe, die er mit dem Schlüssel öffnete. Eine lange düstere Galerie, wo sein Fußtritt wiederhallet, führte ihn in einen großen Saal, und aus diesem eine Seitentür in eine Reihe Gemächer, die mit allen Gerätschaften zur Zierde und Bequemlichkeit reichlich versehen waren. Er wählte sich eins darunter zum Schlafgemach, das ihm am freundlichsten schien, wo er ein wohlgepolstertes Ruhebett fand, und aus dessen Fenstern er gerade unter sich in den Gasthof sah, auch jedes laute Wort, das daselbst geredet wurde, vernehmen konnte. Er zündete die Wachskerzen an, beschickte seine Tafel und speiste mit Gemächlichkeit und Wohlgeschmack. Die gebauchte Flasche ließ ihn dabei keinen Durst leiden. Solange die Zähne in voller Arbeit waren, hatte er nicht Zeit, an die angebliche Spukerei im Schlosse zu denken; wenn sich auch zuweilen etwas in der Ferne regte und ihm die Furchtsamkeit zurief: Horch auf! horch auf! jetzt kommt der Poltergeist, so antwortete die Herzhaftigkeit: Poffen! es sind Ragen und Marder, die sich beißen und balgen. Aber in dem Verdauungsviertelstündchen nach der Mahlzeit, da der sechste Sinn, die Empfindung des Hungers und Durstes, die Seele nicht mehr beschäftigte, richtete sie ihre Aufmerksamkeit unter den fünf übrigen allein auf das Gehör, und da flüsterte die Furcht schon immer drei bängliche Gedanken dem Horcher ins Ohr, ehe die Herzhaftigkeit einmal darauf antwortete.

Vor dem ersten Anlauf schloß er die Thür ab, schob den Nachriegel vor und zog sich auf den gemauerten Sitz des gewölbten Fensters zurück. Er öffnete solches, sah, um sich in etwas zu zerstreuen, an den gestirnten Himmel, blickte in den genärbten Mond und zählte, wie oft sich die Sterne puzten. Auf der Straße unter ihm wurde es öde, und ungeachtet der ihm angerühmten nächtlichen Lebhaftigkeit im Gasthose wurden die Türen verschlossen, die Lichter ausgetan, und es wurde darinnen so still als in einer Totengruft. Dagegen stieß der Nachtwächter ins Horn und ließ sein „Hört, ihr Herren“ über den ganzen Flecken erschallen, intonierte auch zur Beruhigung des bangeren Astronomen, der seine Augen noch immer an den funkelnden Sternen weidete, ein gellendes Abendlied gerade unter dem Fenster, also daß Franz leicht mit ihm Unterredung hätte pflegen können.

Mitternacht heißt die Stunde, wo die intellektuelle Welt Leben und Tätigkeit gewinnt, wenn die vergrößerte animalische Natur in tiefem Schlummer begraben liegt. Franz wünschte um deswillen lieber diese bedenkliche Stunde zu verschlafen, als zu durchwachen; darum tat er das Fenster zu, ging nochmals die Runde im Zimmer, durchspähete Winkel und Ecken, zu sehen, ob alles geheuer sei, schnäuzte die Lichter, daß sie heller brannten, und streckte sich flugs aufs Ruhebett, welches seinem ermüdeten Körper gar sanft tat. Dennoch konnte er nicht so bald, als er wünschte, in Schlaf kommen. Ein kleines Herzpochen erhielt ihn noch eine Zeitlang wach, und er unterließ nicht, diese Frist zu benutzen und einen so kräftigen Abendsegen zu beten, als er seit vielen Jahren nicht gebetet hatte; dieser tat die gewöhnliche Wirkung, daß er sanft dabei einschliefe. Nach Verlauf einer Stunde, seinem Bedünken nach, erwachte er mit einem plötzlichen Schreck, horchte, ob alles ruhig sei, und hörte nichts als die Glocke, die eben zwölf schlug, welche Neuigkeit der Nachtwächter bald darauf im ganzen Flecken mit lautem Gesange ankündigte. Franz lauschte noch eine Weile, legte sich

auf's andere Ohr und war eben im Begriff wieder einzuschlafen; da war's ihm, als knarre von ferne eine Thür, und gleich darauf schlug sie mit dumpfem Getöse zu. O Wehe! Wehe! raunte die Furcht ihm ins Ohr, das ist der Poltergeist! Es ist der Wind und weiter nichts, tröstete die Herzhaftigkeit. Doch bald kam's näher, immer näher, wie ein schwerer Mannestritt. Geklingel hier, Geklingel dort, als rasselte ein Sträfling mit schweren Ketten, oder als ginge der Pförtner mit seinem Schlüsselbund im Schloß umher.

Jetzt war die Sache außerm Spas. Der ängstlich Zagende nahm seine Zuflucht zur Matraze und zog sie dicht über den Kopf, wie der Vogel Strauß das Haupt hinter ein Sträuchlein birgt, wenn er dem Jäger nicht mehr entrinnen kann. Draußen ging's Thür auf, Thür zu, mit gräßlichem Gepolter, und nun kam's auch ans Schlafgemach. Es drehte rasch am Schloß, versuchte viele Schlüssel, bis es den rechten fand; doch hielt der Riegel noch die Thür fest, bis sie ein harter Schlag gleich einem Donnerschlag öffnete, daß Niet und Riegel sprangen. Da trat ein langer, hagerer Mann mit einem schwarzen Barte ein, in alter Tracht und finstern Angesicht, die Augenbrauen senkten sich zu tiefem Ernste von der Stirn herab. Um seine linke Schulter schlug er einen Scharlachmantel, und auf dem Haupt trug er einen spizen Hut. Er zog mit schwerem Tritt dreimal das Zimmer schweigend auf und ab, besah die geweihten Kerzen und putzte sie, damit sie heller leuchteten. Darauf ließ er seinen Mantel fallen, schnürte einen Schersack auf, den er darunter barg, und kramte ein Barbierzeug aus, strich flugs ein blankes Schermesser auf dem breiten Riemen, den er am Gürtel trug.

Franz schwitzte Judaschweiß unter der Matraze, befahl sich in den Schutz der heiligen Jungfrau und spekulierte ängstlich, was dies Manöver sollte; wußte nicht, ob's damit auf die Gurgel oder auf den Bart gemeint sei. Zu seiner Beruhigung goß das Gespenst aus einer silbernen Flasche Wasser in ein silbernes Becken und schlug mit beinerner Hand

die Seife zu leichtem Schaum, rückte einen Stuhl zurecht und winkte mit ernster Miene den angstvollen Laurer aus seinem Hinterhalt hervor.

Gegen diesen bedeutsamen Wink galt keine Einwendung. Franz sprang rasch vom Bette auf und nahm den ihm angewiesenen Platz auf dem Schemel ein.

Der spukende Barbier band seinem zitternden Bartkunden alsbald das Schertüchlein vor, ergriff darauf Ramm und Scheere, beschnitt ihm Haar und Bart, hernach die Augenbrauen, zuletzt die Schläfe, Scheitel und das Hinterhaupt, und schor ihn von der Gurgel bis zum Nacken so glatt und kahl wie einen Totenkopf. Als er mit dieser Operation zustande war, wusch er ihm das Haupt, trocknete es säuberlich, machte seine Reverenz und schnürte den Schersack zu, hüllte sich in den Scharlachmantel und schickte sich zum Rückzuge an. Die geweihten Kerzen brannten vortrefflich hell bei der ganzen Verhandlung, und Franz sah vermöge ihres Schimmers im Spiegel, daß ihn der Scherer in einen chinesischen Pagoden verwandelt hatte. Er bedauerte herzlich den Verlust der schönen braunen Locken; gleichwohl schöpfte er nun wieder frischen Atem, da er merkte, es sei mit diesem Opfer alles abgetan, und der Geist habe weiter keine Macht an ihm.

So verhielt sich's auch in der That; der Rotmantel ging nach der Thür, stillschweigend wie er gekommen war, ohne Gruß und Valet, und schien ganz das Widerspiel seiner geschwägigen Professionsverwandten. Kaum war er aber drei Schritte zurück, so stand er still, sah sich mit trauriger Gebärde nach seinem wohlbedienten Kunden um und strich mit der flachen Hand über den schwarzen Bart. Eben das tat er zum andern Male, und nochmals, als er eben zur Thür hinausschreiten wollte. Franz geriet dadurch auf die Vermutung, daß das Gespenst etwas verlange, und durch eine schnelle Kombination der Ideen riet er darauf, daß es vielleicht den nämlichen Dienst von ihm erwarte, den es ihm vorher geleistet habe.

Da der Geist, ungeachtet seines trübsinnigen Anblicks, mehr zu Schimpf als Ernst aufgelegt schien und seinen Gast geschabernackt, nicht aber gemißhandelt hatte, so war bei diesem jetzt fast alle Furcht verschwunden. Also wagte er den Versuch und winkte dem Geist, sich auf den Schemel zu setzen, welchen er eben verlassen hatte. Sogleich gehorchte das Gespenst, warf den roten Mantel ab, legte das Barbierzeug auf den Tisch und setzte sich auf den Stuhl in die Stellung eines Menschen, der sich will den Bart abnehmen lassen. Franz beobachtete sorgfältig die nämliche Prozedur, die der Geist zuvor mit ihm vorgenommen hatte, stuzte ihm den Bart mit der Schere, schnitt ihm das Haar ab, seifte ihm den ganzen Kopf ein, und das Gespenst hielt still wie ein Haubenstock. Der ungeschickte Gesell wußte das Messer schlecht zu regieren, hatte noch nie eins in der Hand gehabt, schor den Bart gerade gegen den Strich, wobei der Geist seltsame Grimassen machte. Dabei wurde dem unkundigen Pfuscher doch nicht wohl zumute; er dachte mehr als einmal an die sinnreiche Sentenz: Was deines Amtes nicht ist, laß deinen Vorwitz; indessen zog er sich, so gut er konnte, aus der Affäre und schor das Gespenst so kahl, als er selbst war.

Bisher war die Szene zwischen dem Geiste und dem Wanderer pantomimisch abgehandelt worden; jetzt wurde die Handlung dramatisch. — „Fremdling,“ sprach jener mit freundlicher Gebärde, „habe Dank für den Dienst, den du mir geleistet hast; durch dich bin ich der langen Gefangenschaft nun ledig, die mich dreihundert Jahre in diese Mauern geferkert hat, und zu welcher meine abgeschiedene Seele so lange einer Übeltat halber verdammt ward, bis ein Sterblicher das Vergeltungsrecht an mir üben und tun würde, was ich bei meinen Lebzeiten andern tat.“

„Wisse, daß hier ehemals ein frecher Herr wohnte, der sein Gespött mit Pfaffen und mit Laien trieb. Graf Hartmann hieß sein Name, war keines Menschen Freund, erkannte

kein Gesetz und keinen Oberherrn, übte eitel Mutwillen und schändete des Gastrechts Heiligkeit. Den Fremdling, der unter sein Dach einging, den Dürftigen, der ihn um eine milde Gabe bat, entließ er nie, ohne einen bösen Tück ihm zu beweisen. Ich war sein Schloßbarbier, und tat, was ihm gefiel. So manchen frommen Pilger, der vorüber ging, lockte ich mit Freundlichkeit ins Schloß, bereitete das Bad für ihn, und wenn er meinte, seiner wohl zu pflegen, schor ich ihn glatt und kahl und wies mit Hohn und Spott ihn aus der Türe. Da schauete Graf Hartmann aus dem Fenster und sah mit Lust, wie sich die Knaben aus dem Flecken versammelt hatten, den Geschändeten zu höhnen und Kahlkopf! Kahlkopf! schrien. Des freute sich der Schadenfroh und lachte teuflisch darüber, daß er den Speckwanst hielt und ihm die Augen tränten.

„Einst kam ein heiliger Mann aus fernen Landen; er trug gleich einem Büßenden ein schweres Kreuz auf seiner Schulter und hatte sich fünf Nägelmale an Händen, Füßen und der Seite aus Andacht eingearbt; auf seinem Haupte stand ein Kranz von Haaren, gleich der Dornenkrone. Er sprach hier an, begehrte Wasser, seine Füße zu waschen, und einen Bissen Brot. Flugs brachte ich ihn ins Bad, um ihn nach meiner Weise zu bedienen, und respektierte nicht die heilige Glaze, schor ihm die Krone rein vom Haupte weg. Da sprach der fromme Pilger einen schweren Bannfluch über mich: Berruchter, wisse, daß nach dem Tode der Himmel und die Hölle und des Fegefeuers eherne Pforte deiner armen Seele verschlossen sind. Sie soll als Plagegeist so lange in diesen Mauern tosen, bis ungefordert, ungeheßen, ein Wanderer das Vergeltungsrecht an dir verüben wird!

„Von Stund' an wurde ich siech, das Mark in den Gebeinen vertrocknete, und ich verging gleichwie ein Schatten. Mein Geist verließ den abgekehrten Leichnam und blieb an diesen Ort gebannt, wie ihm vom heiligen Mann ward auf-erlegt. Vergebens harrte ich der Erlösung aus diesen qual-

vollen Fesseln, die mich noch an die Erde ketteten; denn du sollst wissen, daß, wenn die Seele von dem Körper scheidet, sie nach dem Ort der Ruhe verlangt, und diese heiße Sehnsucht macht ihr die Jahre zu Monen, solange sie in einem fremden Elemente schmachtet. Zu eigener Qual setzte ich das traurige Geschäft fort, das ich bei Leibesleben trieb. Ach, bald verödete mein Tosen dieses Haus! Nur sparsam kam ein Pilger, hier zu übernachten. Ob ich gleich allen tat wie dir, so wollte keiner dennoch mich verstehen und mir, wie du, den Dienst erweisen, der meinen Geist aus dieser Sklaverei befreite. Hinfort wird sich kein Poltergeist in diesem Schloß mehr regen; ich gehe nun zur langgewünschten Ruhe ein. Nun, junger Fremdling, nochmals meinen Dank, daß du mich nun erlöst hast. Wäre ich der Hüter tiefverborgener Schätze, sie wären alle dein; doch Reichtum war im Leben nie mein Loß, es liegt in diesem Schlosse auch kein Schatz vergraben. Höre aber guten Rat. Verweile hier, bis Bart und Haupthaar Rinn und Glaze wieder decken; dann ziehe heim in deine Vaterstadt und harre auf der Weserbrücke daselbst zur Zeit, wann Tag und Nacht im Herbst sich gleichen, auf einen Freund, der dir begegnen wird; der wird dir sagen, was du tun sollst, daß dir's wohl ergehe auf Erden. Wenn aus dem güldnen Horn des Überflusses dir Segen und Gedeihen quillt, alsdann sei meiner eingedenk und lasse, so oft der Jahrestag wiederkehret, an welchem du mich des Verwünschungsfluches entbandest, zu meiner Seelenruhe mir jedesmal drei Messen lesen. — Nun fahre wohl, ich scheid' jetzt davon.“

Mit diesen Worten verschwand der Geist, nachdem er durch seine Geschwätzigkeit seine ehemalige Existenz als Hofbarbier im Schlosse Rummelsburg sattsam dokumentiert hatte, und ließ seinen Befreier voll Verwunderung über das seltsame Abenteuer. Er stand lange unbeweglich und war zweifelhaft, ob sich die ganze Geschichte wirklich begeben oder ob ihn nur ein schwerer Traum getäuscht habe; allein sein kahl geschorener

Kopf überzeugte ihn bald von der Wahrheit der Begebenheit. Er legte sich darauf zur Ruhe und schlief auf den überstandenen Schrecken bis in die Mittagsstunde. Der betrüglische Wirt hatte schon vom frühen Morgen an gelauert, wenn der Wanderer mit der Glaze zum Vorschein kommen würde, um ihn mit heimlichem Hohngelächter unter dem Anschein der Bewunderung über das nächtliche Abenteuer zu empfangen. Da ihm dieser aber zu lange zögerte und schon der Mittag heran- nahte, wurde ihm die Sache bedenklich, und er fing an zu fürchten, das Gespenst möchte etwas unsanft mit dem fremden Gaste verfahren sein, ihn erdroffelt oder in so übermäßige Furcht versetzt haben, daß er vor Entsetzen gestorben sei; und seine mutwillige Rache so weit zu treiben, war gleichwohl seine Absicht nicht. Er schellte dem Gesinde, lief mit Knecht und Magd in aller Eile auf die Burg und kam vor das Zimmer, in welchem er des Abends Licht bemerkt hatte. Er fand einen unbekanntem Schlüssel an der Thür, aber diese war von innen verriegelt; denn nach dem Verschwinden des Geistes hatte Franz sie wieder verwahrt. Er pochte mit ängstlicher Heftig- keit an. Franz wurde munter und meinte in der ersten Be- stürzung, der Geist stände wieder vor der Thür. Da er aber des Wirtes Stimme vernahm, raffte er sich auf und öffnete das Gemach.

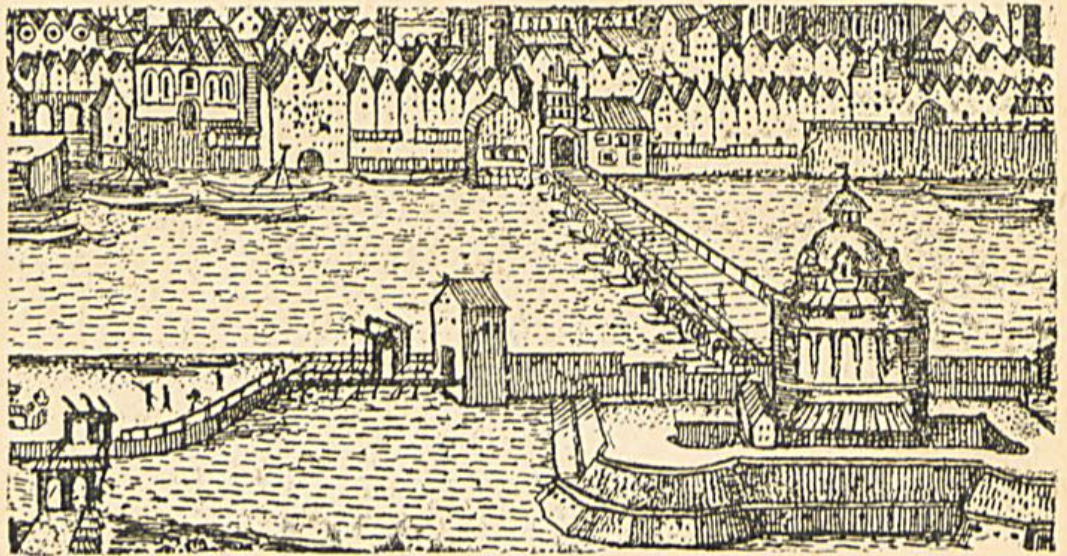
Mit scheinbarem Entsetzen sprach der Wirt, indem er die Hände zusammenschlug: „Bei Gott und allen Heiligen! Der Rotmantel ist hier gewesen und hat Euch zum Kahlkopf ge- schoren; nun ist's vor Augen, daß die alte Sage kein Märchen ist. Aber berichtet mir, wie sah der Poltergeist aus, was hat er geredet und wie hat er getan?“ — Franz, der den Frager vollkommen ausgemerkt hatte, antwortete: „Der Geist glich einem Mann in einem roten Mantel; wie er getan hat, ist Euch nicht verborgen, und was er sprach, des bin ich wohl eingedenk. Fremdling, sprach er, trau' keinem Wirt, der den Schalk im Schilde führt; was dir begehnen sollte, war ihm

wohl bewußt. Gehab' dich wohl; ich ziehe fort aus diesem alten Aufenthalte, denn meine Zeit ist aus. Sinfort wird hier kein Poltergeist mehr spuken; ich werde nun zum stillen Alp, will bloß den Gastwirt plagen, ihn kneipen, zwicken, drücken, wofern er seine Schuld nicht büßt, dir Dach und Fach und freie Zehrung gibt, bis um dein Haupt sich wieder braune Locken krümmen."

Der Wirt erbehte bei diesen Worten, schlug ein großes Kreuz vor sich und gelobte bei der heiligen Jungfrau dem Abenteurer freie Zechen, solange er bei ihm verharren wollte, führte ihn in sein Haus und bediente ihn aufs beste. Da der Gutsherr erfuhr, daß der fürchterliche Rotmantel nicht mehr in Rummelsburg spuke, ward er darüber sehr froh und erteilte Befehl, des Fremdlings wohl zu pflegen, der ihn weggebannt habe.

Um die Zeit, als sich der Wein färbte und der heranahende Herbst die Äpfel an den Bäumen rötete, kräuselten sich die braunen Locken wieder, und der Wanderer schnürte sein Reisebündel, seine Sinne und Gedanken waren auf die Weserbrücke gerichtet, um den Freund aufzusuchen, der ihm nach der Verheißung des nächtlichen Barbiers Anweisung geben sollte, wie er sein Glück machen könnte. Indem er sich vom Wirt verabschiedete, zog dieser ein Pferd mit Sattel und Zeug aus dem Stalle, womit der Gutsherr aus Dankbarkeit ihn beschenkte, daß er sein Schloß wieder wohnbar gemacht hätte; auch ließ er ihm einen nachhaltigen Zehrpennig reichen und so kam Franz flink und wohlgenut in seine Vaterstadt wieder angeritten, wie er vor Jahresfrist daraus gezogen war. Er suchte sein altes Quartier im engen Gäßchen auf, hielt sich aber gar still und eingezogen und forschte nur unter der Hand, wie's mit der schönen Meta stände, ob sie noch lebe und unvermählt sei. Auf diese Frage erhielt er eine befriedigende Antwort und begnügte sich vor der Hand daran; denn er wagte es nicht, ehe sein Schicksal entschieden wäre, ihr unter die Augen zu treten, oder seine Ankunft in Bremen ihr vermerken zu lassen.

Mit heißer Sehnsucht erwartete er die Tag- und Nachtgleiche; seine Ungeduld machte ihm bis dahin jeden Tag zu einem Jahr. Endlich erschien der langgewünschte Termin. Die Nacht vorher konnte er vor Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, kein Auge zutun. Um den unbekanntem Freund nicht zu verfehlen, stand er schon vor Tagesanbruch auf und begab sich in der ersten Morgendämmerung auf die Weserbrücke, die noch leer und ledig von Passanten war. Er ging



verschiedene Male einsam darauf hin und wieder, mit einem Vorgefühl freudiger Ahnung. Er machte eine Menge Entwürfe, wie er sich im Besitz seines zu erwartenden Glückes bei der geliebten Meta produzieren wollte; ob es ratsamer sei, sich ihr in vollem Glanze zu zeigen, oder nur im ersten Schimmer des Morgenlichtes aus seiner bisherigen Dunkelheit hervorzugehen und sie nach und nach die glückliche Veränderung seiner Lage wahrnehmen zu lassen. Die Neugierde tat bei dieser Gelegenheit tausend Fragen an den Verstand: Wer mag der Freund sein, der mir auf der Weserbrücke begegnen soll? Ob's wohl einer meiner alten Bekannten ist, bei denen ich seit meinem Verfall ganz vergessen bin? Wie wird er mir den Weg zum

Glücke bahnen? Und wird dieser Weg kurz oder lang, bequem oder mühsam sein?

Nach Verlauf einer Stunde fing's an, auf der Brücke lebhaft zu werden; es wurde darüber geritten, gefahren und gegangen, auch viel Kaufmannsgut hin- und hergebracht. Die gewöhnliche Tagwache von Bettlern und preßhaften Personen besetzte nach und nach diesen zu ihrem Gewerbe wohlgelegenen Posten. Der Erste von der zerfetzten Schar, der den Spaziergänger, welchem frohe Hoffnung aus den Augen lachte, um eine milde Gabe ansprach, war ein verabschiedeter Kriegsmann, der mit dem militärischen Ehrenzeichen eines hölzernen Stelzfußes versehen war, das ihm, als er weiland fürs Vaterland focht, zum Lohn seiner Tapferkeit verliehen wurde, mit der Gerechtsame, zu betteln, wo er wollte. Franz warf ihm in der Freudigkeit seines Herzens einen blanken Engelgroschen in den Hut.

Zur Zeit der ersten Morgenstunden, wo nur der arbeitssame Handwerker tätig ist, der vornehmere Städter aber noch der Ruhe pflegt, erwartete er die Erscheinung des verheißenen Freundes eigentlich noch nicht. Um die Stunde der Gerichtszeit aber, als die Vornehmsten von Bremen in stattlichen Amtskleidern zu Rate fuhren, und um die Börsenzeit war er ganz Auge und Ohr, und wenn ein rechtlicher Mann über die Brücke kam, geriet sein Blut in Bewegung, und er vermeinte an ihm den Schöpfer seines Glückes zu finden. Es verging indessen eine Stunde nach der andern, die Sonne rückte hoch herauf; bald machte die Mittagszeit einen Stillstand in den Geschäften, das Getümmel verlor sich, und der erwartete Freund zögerte noch immer mit seiner Ankunft. Franz ging jetzt ganz allein die Brücke auf und nieder und hatte keine andere Gesellschaft neben sich als die Bettler, die sich ihre kalte Küche servierten, ohne den Platz zu verlassen. Er trug ebenfalls Bedenken, dieses zu tun, und weil er nicht mit Lebensmitteln versehen war, kaufte er einiges Obst und nahm sein Mittagmahl ambulando ein.

Dem ganzen Klub, der auf der Weserbrücke tafelte, fiel der junge Mann auf, der vom frühen Morgen bis an den Mittag hier gelauert hatte, ohne mit jemand Unterredung zu pflegen oder ein Geschäft auszurichten. Sie hielten ihn für einen Müßiggänger, und trotzdem sie alle seine Mildthätigkeit erfahren hatten, entging er ihrem Spotte doch nicht; sie nannten ihn scherzweise den Brückenvogt. Der Soldat mit dem Stelzfuße aber bemerkte, daß seine Miene nicht mehr so heiter war als in der Morgenstunde; er schien einer Sache ernstlich nachzudenken, hatte den Hut tief ins Gesicht gedrückt, seine Bewegung war langsam und bedächtig, und er nagte lange Zeit an einem Apfelkröbse, ohne daß er dieses selbst zu wissen schien. Aus dieser Beobachtung vermeinte der Alte Vorteil zu ziehen; darum setzte er sein natürliches und sein hölzernes Bein in Bewegung, begab sich an das andere Ende der Brücke und lauerte dem Denker auf, um unter dem Anscheine eines neuen Ankömmlings ihn nochmals um eine Beisteuer anzugehen, und dieser Fund gelang ihm aufs beste. Der tiefsinnige Philosoph richtete keine Aufmerksamkeit auf den Bettler, griff mechanisch in die Tasche und warf ihm ein Sechsgrotstück in den Hut, um ihn los zu werden.

Nach der Mittagszeit kamen wieder tausend neue Gesichter zum Vorschein; der Harrende war nun des Verzugs seines unbekanntes Freundes müde, dennoch hielt die Hoffnung noch immer seine Aufmerksamkeit gespannt; er trat jedem Vorübergehenden unter die Augen und hoffte, daß ihn einer freundlich umarmen sollte; aber alle gingen kaltsinnig ihres Weges, die mehrsten bemerkten ihn gar nicht, und wenige erwiderten seinen Gruß mit einem kleinen Kopfnicken. Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange, die Schatten wurden länger, der Verkehr auf der Brücke nahm ab, und das Bettlervolk zog nach und nach heim in seine Kasernen auf der Marterburg. Eine tiefe Schwermut überfiel den Hoffnungslosen, da er seine Erwartung getäuscht und die herrliche Aussicht, die er des Morgens

vor Augen hatte, am Abend nun verschwinden sah. Er geriet in eine Art mißmutiger Verzweiflung, war nahe dabei, über Bord zu springen und sich von der Brücke hinab in die Weser zu stürzen. Aber ein Gedanke an Meta hielt ihn zurück und bewog ihn, dieses Vorhaben so lange aufzuschieben, bis er sie noch einmal gesehen hätte; er beschloß, den folgenden Tag sie zu belauschen, wenn sie gehen würde, Messe zu hören, zum letzten Mal aus ihrem reizenden Anblick Wonne zu trinken und dann flugs die heiße Liebe in dem kalten Weserstrom auf ewig abzukühlen.

Indem er sich anschickte, die Brücke zu verlassen, begegnete ihm der verabschiedete Lanzknecht mit dem Stelzfuß, der mancherlei Betrachtungen gemacht hatte, was wohl des jungen Mannes Absicht sein möchte, daß er vom frühen Morgen bis zum Abend die Brücke bewacht hatte. Er hatte um feinetwillen länger als gewöhnlich verzogen, um ihn auszuharren. Weil er's ihm aber zu lange machte, reizte ihn die Neugierde, sich an ihn selbst zu wenden und ihn darum zu befragen. — „Nichts für ungut, lieber Herr,“ redete er ihn an, „vergönnt mir eine Frage.“ — Franz, der eben nicht bei gesprächiger Laune war und die Ansprache, die er von einem Freunde so sehnlich erwartet hatte, nun aus dem Munde eines Krüppels vernahm, antwortete etwas mürrisch: „Nun, was ist's? alter Graubart, rede!“ — „Wir zwei beide,“ fuhr jener fort, „sind heute die Ersten hier auf dieser Brücke gewesen und sind nun auch die Letzten. Was mich und andere meines Gelichters betrifft, uns führt der Beruf hierher, Almosen einzusammeln; aber Ihr seid doch wahrlich nicht von unserer Gilde, und habt gleichwohl hier den ganzen Tag gelauert. Lieber, sagt mir, wenn's kein Geheimnis ist, welche Ursache bringt Euch hierher, oder welcher Stein liegt Euch auf dem Herzen, den Ihr hier abwälzen wolltet?“ — „Was kann's frommen, Alter,“ sprach Franz launisch, „ob du weißt, wo mich der Schuh drückt? Dich wird's wenig kümmern.“ — „Herr, ich will Euch wohl, darum, daß Ihr Eure Hand gegen mich aufgetan und mir zweimal Almosen gegeben habt,

das Euch Gott belohne! Aber Euer Angesicht war am Abend nicht so heiter wie am Morgen, und das frißt mir's Herz." Diese gutmütige Theilnahme des alten Kriegsknechtes gefiel dem Verzweifelten, daß er nun das Gespräch gern unterhielt. „Ei nun,“ antwortete er, „wenn dir daran gelegen ist, zu erfahren, warum ich mich hier die Langeweile habe plagen lassen, so wisse, daß ich einen Freund suchte, der mich hierher beschied und nun vergeblich auf sich warten läßt.“ — „Mit Verlaub,“ entgegnete der Stelzfuß, „daß ich frei reden mag; Euer Freund, sei er auch, wer er sei, ist ein Schurke, daß er Euch so am Narrenseile führt. Tät er mir das, so sollte er wahrlich meine Krücken fühlen, wo er mir unter die Augen träte. War er verhindert, Wort zu halten, sollte er es kund tun und Euch nicht äffen.“ — „Ich kann ihm,“ entschuldigte Franz, „sein Ausbleiben gleichwohl nicht verargen; er hat mir nichts versprochen; es war nur ein Traum, der mir verhieß, hier meinen Freund zu treffen.“ — Die Gespenstergeschichte war ihm zu erzählen zu weitläufig, darum hüllte er sie in einen Traum. — „Das ist ein anderes,“ sprach der Alte, „wenn Ihr auf Träume baut, so wundert's mich nicht, daß Euch Eure Hoffnung betrügt. Mir hat in meinem Leben viel tolles Zeug geträumt; aber ich bin nie ein solcher Tor gewesen, darauf zu achten. Hätte ich alle die Schätze, die mir im Traume sind beschert gewesen, die Stadt Bremen wollt' ich damit kaufen, wenn sie feil geboten würde. Ich muß Euch ins Gesicht lachen, daß Ihr um eines leeren Traumes willen einen schönen Lebenstag verschleudert, den Ihr bei einem fröhlichen Gelage besser zugebracht hättet.“ — „Der Erfolg beweist, daß du Recht hast, Alter, und daß Träume öfters trügen. Aber,“ verteidigte sich Franz, „ich träumte so lebhaft und umständlich vor länger als drei Monden, daß ich an eben diesem Tage und an diesem Orte einen Freund antreffen sollte, der mir Dinge von großer Wichtigkeit zu sagen habe, daß es wohl der Mühe lohnte, zu erfahren, ob der Traum zutreffen würde.“ — „O,“ versetzte der Stelzfuß, „niemand

träumt lebhafter als ich! Einen Traum vergesse ich doch in meinem Leben nicht. Träumte mir, weiß nicht, vor wieviel Jahren, mein Schutzengel stände an meinem Bette in Gestalt eines Jünglings, mit goldgelockten Haaren und zwei silberfarbenen Fittichen auf dem Rücken, und sprach zu mir: Berthold, vernimm die Worte meiner Rede, daß keinß verloren gehe aus deinem Herzen. Es ist dir ein Schatz beschieden, den du heben sollst, um dir davon gütlich zu tun die übrige Zeit deines Lebens. Morgen abend, wenn die Sonne zum Untergang sich neigt, nimm Schippe und Spaten auf deine Schulter, gehe aus von der Marterburg über die Tiefer, rechter Hand nach der Balgenbrücke, an dem Johanniskloster hin bis zum großen Roland. Dann nimm deinen Weg über den Domhof durch den Schüffelkorb, daß du gelangest außer der Stadt an einen Garten, der das Merkzeichen hat, daß eine Stiege von vier steinernen Stufen von der Straße hinunter zu dessen Eingang führt. Harre hier abseits im Verborgenen, bis die Mondsichel dir leuchtet; dann stemme dich mit Manneskraft gegen die leicht verwahrte Thür, die dir nur schwach widerstehen wird. Tritt getrost ein in den Garten und wende dich nach dem Traubengeländer, das den Bogengang beschattet; hinter demselben linker Hand überragt ein hoher Apfelbaum das niedrige Gebüsch; tritt an den Stamm dieses Baumes, das Angesicht gerade gegen den Mond gekehrt, schaue drei Ellen breit vor dich auf die Erde, so wirst du zwei Zimmetrosensträuche erblicken; dort schlage ein und grabe drei Spannen tief, bis du eine steinerne Platte findest; darunter liegt der Schatz begraben in einer eisernen Truhe voll Gold und Geldeswert. Ob sie wohl schwer und unbehilflich ist, so scheue doch die Arbeit nicht, sie aus der Gruft zu heben; sie wird deiner Mühe wohl lohnen, wenn du den Schlüssel suchest, der unter der Truhe verwahrt ist."

Vor Verwunderung starrte und staunte Franz den Träumer an über das, was er hörte, und würde seine Verwirrung nicht

haben verbergen können, wo nicht die nächtliche Dämmerung ihm zu statten gekommen wäre. Er erkannte aus allen angegebenen Merkzeichen seinen eigenen, vom Vater ererbten Garten, der des guten Mannes Steckenpferd bei seinem Leben gewesen war, um deswillen aber dem Sohne nicht behagte. Vater Melchior hatte den Garten ganz in seinem eignen Geschmacke angelegt, so bunt und seltsam wie sein Urenkelssohn, der sein Elysium durch eine originelle Beschreibung verewigt hat*). Er hatte zwar keine gemalte Menagerie darin zur Schau ausgestellt; aber er unterhielt gleichwohl eine sehr zahlreiche daselbst von springenden Rossen, geflügelten Löwen, Adlern, Greifen, Einhörnern und andern Wundertieren, allesamt von reinem Gold geprägt, die er aber vor jedermanns Augen sorgfältig verhehlte und unter die Erde verbarg. Dieses väterliche Tempe hatte der verschwenderische Sohn zur Zeit seiner Wildfangsepoche um ein Spottgeld verschleudert.

Jetzt wurde ihm der Stelzfuß auf einmal höchst interessant, da er merkte, daß eben dieser der Freund war, an den ihn das Nachtgespenst im Schlosse Rummelsburg geschickt hatte. Gern hätte er ihn umarmen und im ersten Entzücken Freund und Vater nennen mögen; doch hielt er sich zurück und fand ratsamer, sich gegen ihn über die mitgeteilte Nachricht nicht weiter auszulassen. Darum sprach er: „Das laß ich mir einen umständlichen Traum sein! Aber, Alter, was tatest du am Morgen beim Erwachen? Befolgest du nicht, wozu der Schutzengel dich ermahnte?“ — „Ei, wie sollte ich,“ antwortete der Träumer, „vergebene Arbeit tun? Es war ja nichts als ein leidiger Traum.“ Franz zog sein letztes Silberstück hervor, was er bei sich trug. — „Nimm,“ sprach er, „alter Vater, diese Gabe noch von mir zu einem Schoppen Wein für den Abendtrunk; dein Gespräch hat meine üble Laune verscheucht. Verabsäume nicht, dich fleißig auf dieser Brücke einzufinden;

*) In Sitschfeld's Gartentalender vom Jahr 1783 auf der 126. S. u. f.

wir sprechen, hoffe ich, uns hier wieder.“ — Der lahme Greis hatte seit langer Zeit kein so reiches Almosen eingeerntet als an diesem Tag; er segnete dafür seinen Wohltäter, krüchte sich in ein Wirtshaus und tat sich eine Güte; Franz aber eilte, von neuer Hoffnung belebt, seiner Wohnung im engen Gäßchen zu.

Am folgenden Tage setzte er alles in Bereitschaft, was zum Schatzgraben erforderlich ist. Das nötige Arbeitszeug schaffte er kurz vor Sonnenuntergang an Ort und Stelle und verbarg es einstweilen in einer Hecke. Mit sehnlichem Verlangen erwartete er nun den Aufgang des Mondes, und als dieser seine Silberhörner durchs Gebüsch streckte, begab er sich frisch an die Arbeit, beobachtete alles genau, was ihm der alte Invalid gelehrt hatte, und hob den Schatz glücklich, ohne ein Abenteuer dabei zu bestehen, ohne daß ihn ein schwarzer Hund erschreckt oder ein blaues Flämmlein dazu geleuchtet hätte.

Vater Melchior, der aus weiser Vorsicht diesen Notpfennig hier vergrub, hatte keineswegs die Absicht, seinem Sohne diesen beträchtlichen Teil der Erbschaft zu entziehen; da ihn aber der Tod auf einem Gastmahle überraschte, so nahm er wider Willen sein Mammonsgeheimnis mit ins Grab.

Mit unermesslicher Freude nahm er die unförmlichen spanischen Matten in Empfang, die der eiserne Kasten nebst einer großen Anzahl anderer Sorten von feinerem Gepräge getreulich verwahrt hatte. Nachdem der Taumel der ersten Wonnetrunkenheit etwas verraucht war, überlegte er, wie der Schatz unbemerkt und sicher ins enge Gäßchen zu transportieren sein möchte. Die Bürde war zu schwer, sie ohne Gehilfen fortzubringen; er wußte sich nicht anders zu raten, als sein Kapital einem hohlen Baume, der hinterm Garten auf einer Wiese stand, auf Treu' und Glauben anzuvertrauen; den ausgeleerten Kasten vergrub er wieder in das Rosengebüsch, und ebnete den Platz so gut er konnte. In Zeit von drei Tagen war der Schatz aus dem hohlen Baume wohlbehalten ins enge Gäßchen eingelotset, und nun glaubte der Inhaber mit Ehren sein

strenges Infognito ablegen zu können. Er kleidete sich aufs beste, ließ die Vorbitte in der Kirche abstellen und begehrte dagegen eine christliche Dankagung für einen Reisenden bei der Wiederkehr in seine Vaterstadt nach glücklicher Ausrichtung seiner Geschäfte. Er verbarg sich in der Kirche in einem Winkel, wo er unbemerkt die schöne Meta beobachten konnte, verwendete von ihr kein Auge und trank aus ihrem Anblick das Entzücken. Wie's an die Dankagung kam, blickte frohe Teilnahme aus allen ihren Gesichtszügen. Die Begegnung auf dem Heimwege war so sprechend, daß sie auch dem dritten Mann, der darauf gemerkt hätte, wäre verständlich gewesen.

Franz erschien nun wieder auf der Börse, fing ein Gewerbe an, das in wenig Wochen schon ins Große ging, und da sein Wohlstand täglich mehr in die Augen fiel, urteilte Freund Neidhard, er müsse bei Einkassierung der alten Schulden mehr Glück als Verstand gehabt haben. Er mietete ein großes Haus dem Roland gegenüber auf dem Markte, nahm Buchhalter und Handelsdiener an und trieb seine Geschäfte unverdrossen. Da handhabte das leidige Bölllein der Schmarozer wieder fleißig die Klingel an der Thür, kamen zu Haufen und erdrückten ihn schier mit Freundschaftsversicherungen und Glückwünschen zu erneuertem Wohlergehen, und vermeinten, ihn wieder mit ihren räuberischen Klauen zu erfassen. Aber er war durch Erfahrung klug geworden, bezahlte sie mit ihrer eignen Münze, speiste ihre falsche Freundlichkeit mit glatten Worten ab und ließ sie mit leerem Magen abziehen.

In Bremen war der neu emporschwebende Franz das Märchen des Tages; das Glück, das er auf eine unbegreifliche Art in der Fremde, wie man glaubte, gemacht hatte, war der Inhalt aller Gespräche auf Ehrengelagen, vor den Gerichtsschranken und auf der Börse. Doch in dem Maße, wie der Ruf von seinem Glück und Wohlstand wuchs, nahm die Zufriedenheit und Gemütsruhe der schönen Meta ab. Er konnte ihrer Meinung nach jetzt wohl ein lautes Wort sprechen.

Demungeachtet blieb seine Liebe noch immer stumm, und außer der Begegnung auf dem Kirchwege ließ er nichts von sich hören. Selbst diese Art von Aufwartung wurde sparsamer. Die Eifersucht umflatterte zur Nachtzeit ihr Kämmerlein und gurrte, wenn der goldene Schlaf ihr kaum die blauen Augen zugedrückt hatte, manche bange Ahnung ins Ohr: Laß die süße Hoffnung schwinden, einen Unbeständigen zu fesseln, der als ein leichter Ball von jedem Winde umgetrieben wird. Er liebte dich und war dir treu, solange sein Glück dem deinigen die Wage hielt; nur gleich und gleich gesellt sich. Jetzt hebt ein günstiges Loß den Wankelmütigen weit über dich empor. Vielleicht hat ihn des Schmeichlers Stimme von dir abgewendet, der zu ihm mit verführerischen Worten sprach: Dir blüht der Garten Gottes in deiner Vaterstadt, Freund, du hast jetzt die Wahl von allen Mädchen; drum wähle mit Verstand, nicht mit den Augen nur. Es gibt der Mädchen viel und viel der Väter, die heimlich auf dich lauern; dir weigert keiner seine Lieblingstochter. Nimm Glück und Ehre mit der Schönsten, auch Sippschaft und Vermögen hin. Die Ratsherrnwürde kann dir nicht entgehen, wo der Gefreundschaft Stimme viel in der Stadt vermag.

Diese Eingebungen der Eifersucht beunruhigten und quälten ihr Herz unablässig; sie musterte ihre schönen Zeitgenossinnen in Bremen durch und maß den großen Abstand so vieler glänzenden Partien gegen sich und ihre Verhältnisse, und da fiel das Resultat für sie nicht günstig aus. Die erste Nachricht von der Glücksveränderung ihres Geliebten hatte sie im Geheim entzückt, nicht in der eigennützigen Absicht, Teilhaberin eines großen Vermögens zu werden, sondern um der guten Mutter Freude zu machen, die auf alles Erdenglück Verzicht getan, nachdem die Heirat mit dem Nachbar Hopfenkönig sich zerschlagen hatte. Jetzt wünschte Meta, der Himmel möchte die kirchliche Vorbitte nicht erhört und den Berrichtungen des Reisenden keinen so glücklichen Erfolg verliehen, sondern ihn

vielmehr bei Salz und Brot erhalten haben, welches er gern mit ihr teilen würde. Mutter Brigitta merkte bald den Trübsinn ihrer Tochter und erriet auch dessen Ursache vollkommen. Doch zur Schonung ihrer Tochter erwähnte sie nie etwas davon, bis dieser endlich das Herz so voll war, daß sie die gute Mutter zur Vertrauten ihres Kummers machte. Die kluge Frau erfuhr dadurch wenig mehr als sie bereits schon wußte; sie wendete alle ihre Beredtsamkeit an, die Niedergeschlagene zu trösten und anzumahnen, fehlgeschlagene Hoffnung mit standhaftem Mut zu ertragen.

Franz ließ auch weiter nichts von sich hören; dazu kam noch eine Sage, die in der ganzen Stadt umlief, er lasse sein Haus zu seiner bevorstehenden Vermählung mit einer reichen Antwerpnerin aufs herrlichste ausschmücken, und die Braut sei schon im Anzuge. Diese Hiobspost brachte das liebevolle Mädchen ganz aus der Fassung; sie gelobte sich, nicht mehr an ihn zu gedenken, und nezte dabei den ausgezogenen Faden mit Tränen. In einer der schwermutsvollen Stunden, wo sie dies Gelübde brach und wider Willen an den Treulosen dachte, — denn sie hatte eben einen angelegten Rocken abgesponnen, und von der Mutter war ihr ehemals ein Sprüchlein gelehrt, zu Fleiß und Arbeit sie zu ermuntern, das lautete:

Spinn', Töchterlein, spinn',
Der Freier sitzt drin! —

in einer solchen schwermutsvollen Stunde pochte ein Finger gar zierlich an die Thür. Mutter Brigitta sah hinaus; da stand der Freier davor. — Und wer war's? — Wer anders als Freund Franz aus dem engen Gäßchen. Er hatte sich mit einem prächtigen Freierkleide herausgeputzt, und seine wohlgekämmten lichtbraunen Locken dufteten Wohlgeruch. Dieser stattliche Aufzug verriet allerdings eine andere Absicht als ein Flachsgeschäft. Mutter Brigitta war bestürzt; sie wollte reden, aber die Worte versagten ihr. Meta erhob sich beklommen vom Sessel, glühte wie eine Purpurrose und schwieg. Franz

aber war der Sprache mächtig, legte dem zärtlichen Adagio, daß er ihr ehemals vorlauteniert hatte, nun einen schicklichen Text unter und erklärte ihr seine stumme Liebe mit deutlichen Worten. Hierauf tat er um sie bei der Mutter feierliche Anwerbung und bekannte, daß die Zubereitungen in seinem Haus zum Empfange einer Braut auf die reizvolle Meta wären gemeint gewesen.

Die umständliche Frau wollte, nachdem sie ihre innere Bewegung wieder ins Gleichgewicht gestellt hatte, den Antrag nach Gewohnheit in achttägige Überlegung ziehen, ob ihr gleich die Freudentränen über die Wangen rollten, die auf kein Hinderniß ihrerseits deuteten. Franz war aber so dringend in seiner Werbung, daß sie Meta bevollmächtigte, das Urtheil in der Sache nach ihrem Gutbefinden zu fällen. In dem jungfräulichen Herzen hatte sich seit Franzens Eintritt ins Zimmer eine merkliche Revolution ereignet. Seine Erscheinung war der redendste Beweis seiner Unschuld, und da sich während der Unterredung deutlich ergab, daß der scheinbare Kaltsinn nichts anderes als Eifer und Betriebsamkeit gewesen war, theils Handelsgeschäfte in Gang zu bringen, theils das Nötige zur bevorstehenden Eheverbindung zu veranstalten, so lag der geheimen Wiederausföhnung kein Stein des Anstoßes im Wege. Das entscheidende Wörtlein glitt mit unaussprechlicher Anmut von ihren Lippen, so daß der Liebhaber sich nicht enthalten konnte, solches mit einem feurigen Kusse aufzufangen.

Es kostete dem entzückten Bräutigam beinahe ebenso viel Überwindung, sich von der reizenden Braut zu scheiden, als an dem Tage, da er seinen Kreuzzug nach Antwerpen antrat; er hatte aber noch einen notwendigen Gang zu tun, den er in Person zu verrichten sich nicht entbrechen wollte; daher wurde es endlich Zeit, sich zu beurlauben.

Dieser Gang war auf die Weserbrücke gerichtet, zum Freund Stelzfuß, der ihm noch unvergessen war, ob er gleich lange verzogen hatte, demselben Wort zu halten. So scharf der spähende

Graukopf seit der Begegnung mit dem freigebigen Pflastertreter alle Passanten aufs Korn genommen hatte, so wenig konnte er seiner doch wieder ansichtig werden, ob er ihm gleich einen anderweiten Besuch verheißten hatte. Seine Gestalt war ihm indessen noch nicht aus dem Gedächtnis verschwunden. Sobald er den schöngeputzten Mann von fern erblickte, kam er auf ihn zu und bewillkommte ihn freundlich. Franz erwiderte des Alten Gruß und sprach: „Freund, kannst du mit mir wohl einen Gang in die Neustadt tun, um ein Gewerbe auszurichten? Deine Mühe soll nicht unvergolten bleiben.“ — „Warum das nicht?“ antwortete der Altvater. „Ob ich gleich ein hölzernes Bein habe, so kann ich doch damit so rüstig schreiten, als der lahme Zwerg, der die Stadtflur umtrochen hat; denn der hölzerne Fuß, sollt Ihr wissen, hat die Eigenschaft, daß er niemals ermüdet. Aber verzieht noch kurze Zeit, bis das Grauröcklein vorüber ist, das zwischen Tag und Nacht nicht verfehlt, über die Brücke zu wandeln.“ — „Was ist's mit dem Grauröcklein?“ fragte Franz. — „Das Grauröcklein bringt mir täglich einen Silber Groschen um die Abendzeit, weiß nicht von wannen. Es frommt auch nicht, jedem Dinge viel nachzugrübeln, darum laß ich's bleiben. Fällt mir bisweilen ein, das Grauröcklein sei gar der Teufel, der meine Seele mit dem Gelde erkaufen wolle. Doch sei er's, oder sei er's nicht, was kümmert's mich? Ich bin den Kauf nicht eingegangen, so kann er auch nicht gelten.“ — „Ich denke wohl,“ sprach Franz mit lachendem Munde, „dem Grauröcklein läuft der Schalk hinterdrein. Folge du mir, der Silber Groschen soll dir darum nicht fehlen.“

Der Stelzfuß machte sich auf, hinkte seinem Geleitsmanne nach, und dieser führte ihn Straße auf, Straße ab, in eine entlegene Gegend der Stadt nahe am Walle, blieb vor einem kleinen neubauten Hause stehen und klopfte an die Thür. Da solche aufgetan wurde, sprach er: „Freund, du hast mir einen heitern Abend im Leben gemacht; es ist billig, daß ich dir den Abend deines Lebens auch heiter mache. Dieses Haus mit

allem Zubehör und dem Garten, worauf es steht, ist dein Eigentum; Küche und Keller sind gefüllt, ein Aufwärter bestellt, dein zu pflegen, und den Silbergrofchen obendrein wirft du jeden Mittag unter deinem Teller finden. Es soll dir daneben unverhalten bleiben, daß das Grauröcklein mein Diener ist, den ich sandte, dir täglich ein ehrliches Almosen zu reichen, bis ich diese Wohnung für dich zubereiten ließ. Willst du, so magst du mich für deinen guten Engel halten, weil's dein Schutzengel dir nicht zu Dank gemacht hat."

Er führte den Alten darauf in seine Wohnung ein, wo der Tisch bereitet und alles zu seiner Bequemlichkeit angeordnet war. Der Graukopf war von seinem Glücke so überrascht, daß er's nicht fassen konnte. Es war ihm unbegreiflich, wie ein Reicher des Armen sich also erbarmen sollte, und es fehlte wenig, daß er nicht die ganze Begebenheit für Blendwerk hielt; Franz aber benahm ihm allen Zweifel. Ein Strom dankbarer Tränen floß von des Greises Angesicht, und sein Wohltäter begnügte sich daran, ohne abzuwarten, daß sich dieser von seiner Bestürzung erholte, und überließ ihm, die Sache zu reimen, wie er konnte.

Am folgenden Morgen war's in der Wohnung der lieblichen Braut wie Jahrmarkt. Franz schickte Kaufleute, Juweliere, Putzmacherinnen, Spizenhändler, Schneider, Schuster und Nähterinnen zu ihr, teils allerlei Waren, teils ihre guten Dienste ihr anzubieten. Sie brachte den ganzen Tag damit zu, Stoffe, Spizen und andere Erfordernisse zum Brautstaat auszuwählen und sich das Maß zu neuen Kleidungsstücken nehmen zu lassen. Ihr niedlicher Fuß, der schön gestaltete Arm und die schlanke Taille wurden so oft und so sorgfältig ausgemessen, als wenn ein kunstreicher Bildner das Modell zu einer Liebesgöttin von ihr hätte nehmen sollen. Der Bräutigam ging indessen, das Aufgebot zu bestellen, und ehe drei Wochen verliefen, führte er die Braut zum Altar, mit einer Feierlichkeit, die das glänzende Hochzeitsgepränge des reichen Hopfenkönigs verdunkelte. Mutter

Brigitta genoss die Wonne, der tugendsamen Meta den Braut-
kranz aufzuschmücken, erreichte den Wunsch vollkommen, ihren
Weibersommer bei gutem Wohlstand zu verleben, und verdiente
diese Zufriedenheit als eine Belohnung um einer lobenswürdigen
Eigenschaft willen, die sie besaß: sie war die leidlichste Schwieger-
mutter, die jemals ist erfunden worden.



Seumes Flucht (1783)

Nach ging nach Berichtigung meiner Schulden von Leipzig fort, ohne irgend jemand eine Silbe gesagt zu haben. Den Degen an der Seite, einige Hemden auf dem Leibe und im Reisesacke und einige Klassiker in der Tasche, marschierte ich zwar ganz rüstig und leicht, aber nichts weniger als ruhig durch die Dörfer nach Dürrenberg, setzte dort über die Saale, ging über das Schlachtfeld bei Roszbach und blieb die erste Nacht in einem kleinen Dorfe bei Freiburg, das, glaube ich, Zeugefeld hieß. Den zweiten Abend blieb ich in einem Dorfe vor Erfurt, wo man mich mit vieler Theilnahme sehr gut, sehr wohlfeil bewirtete und mich schonend merken ließ, ich hätte wohl jemand mit dem Instrumente da, man wies auf den Degen, etwas übel behandelt und müsse das Weite suchen. Ich widersprach zwar; aber man schien doch so etwas zu glauben. Den dritten Abend übernachtete ich in Bach, und hier übernahm trotz allem Protest der Landgraf von Kassel, der damalige große Menschenmäkler, durch seine Werber die Besorgung meiner ferneren Nachtquartiere nach Ziegenhain, Kassel, und weiter nach der neuen Welt.

Man brachte mich als Halbarrestanten nach der Festung Ziegenhain, wo der Sammergefährten aus allen Gegenden schon viele lagen, um mit dem nächsten Frühjahr nach Fawcets Besichtigung nach Amerika zu gehen. Ich ergab mich in mein Schicksal, und suchte das Beste daraus zu machen, so schlecht es auch war. Wir lagen lange in Ziegenhain, ehe die gehörige Anzahl der Rekruten vom Pfluge und dem Heerwege und aus den Werbestädten zusammengebracht wurde. Die Geschichte

und Periode ist bekannt genug: niemand war damals vor den Handlangern des Seelenverkäufers sicher; Überredung, List, Betrug, Gewalt, alles galt. Man fragte nicht nach den Mitteln zu dem verdammlichen Zwecke. Fremde aller Art wurden angehalten, eingesteckt, fortgeschickt. Mir zerriß man meine akademische Inschrift, als das einzige Instrument meiner Legitimierung. Am Ende ärgerte ich mich weiter nicht; leben muß man überall; wo so viele durchkommen, wirst du auch; über den Ozean zu schwimmen war für einen jungen Kerl einladend genug; und zu sehen gab es jenseits auch etwas. So dachte ich. Während unseres Aufenthalts in Ziegenhain brauchte mich der alte General Gore zum Schreiben und behandelte mich mit vieler Freundlichkeit. Hier war denn ein wahres Quodlibet von Menschenseelen zusammengeschichtet, gute und schlechte, und andere, die abwechselnd beides waren. Meine Kameraden waren noch ein verlaufener Musensohn aus Jena, ein bankerotter Kaufmann aus Wien, ein Posamentierer aus Hannover, ein abgesetzter Postschreiber aus Gotha, ein Mönch aus Würzburg, ein Oberamtmann aus Meiningen, ein preussischer Husarenwachtmeister, ein kassierter hessischer Major von der Festung und andere von ähnlichem Stempel. Man kann denken, daß es an Unterhaltung nicht fehlen konnte, und nur eine Skizze von dem Leben der Herren müßte eine unterhaltende, lehrreiche Lektüre sein. Da es den meisten gegangen war wie mir, oder noch schlimmer, entspann sich bald ein großes Komplott zu unserer aller Befreiung, das aber mißlang.

Endlich ging es von Ziegenhain nach Kassel, wo uns der alte Betelkauer in höchst eigenen Augenschein nahm, keine Silbe sagte und uns über die Schiffbrücke der Fulda, die steinerne war damals noch nicht gebaut, nach Hannövrisch-Münden spedierte. Unser Zug glich so ziemlich Gefangenen; denn wir waren unbewaffnet, und die bewehrten Stiefletten-Dröner und Gardisten und Jäger hielten mit fertiger Ladung Reihe und Glied fein hübsch in Ordnung. Ich genoß, trotz der allgemeinen Miß-

stimmung, doch die schöne Gegend zwischen den Bergen am Zusammenfluß der Werra und der Fulda, die dort die Weser bilden, mit zunehmender Heiterkeit. Das Reisen macht froher, und unsere Gesellschaft war so bunt, daß das lebendige Quodlibet alle Augenblicke neue Unterhaltung gab. So ging es denn auf sogenannten Bremer Böcken den Strom hinab, von Münden bis zu Bremerlee, wo uns die englischen Transportschiffe erwarteten. In Münden auf der Wiese besichtigte uns der Mäkler Fawcet, und es gab von den Dragoner-Unteroffizieren und Gardisten einige freundliche Rippenstöße, weil wir nicht laut und voll und sonorisch genug: Es lebe der König! schrien. Da ich als ein kleiner Kerl im Ranzengliede, das heißt im mittelsten, stand, entging ich den Püffen, ohne eine Silbe zu sagen genötigt zu sein. Aber den Hut mußte ich wenigstens mit schwingen.

Es würde mir ein hoher Genuß gewesen sein, an der Hand eines Freundes und Geschichtskenners die Partien der Weser von Korvey bis Bremen zu besehen, wo die Schönheiten der Natur durch den Gedanken der alten, jetzt verlorenen National-ehre magisch beleuchtet werden; aber damals war unsere Reise ein sllavisches, dumpfes Hinstarren auf die Gegenden, wo ehemals Männer für ein besseres, nicht so üppiges Vaterland kämpften. Von Varus bis zu Bonifaz herab schwebten mir dunkel die Szenen vor; Bonifaz, der mit heiliger Einfalt die heroische Tugend vertrieb und die feiner gewebte Sklaverei spann, die uns zum Spielwerk anderer gemacht hat. Von Bremen bis Bremerlee fuhren wir in anderen Fahrzeugen, die schon See halten können, aber sich nicht weit von den Küsten entfernen. Unbekümmert legte ich mich abends hin und schlief mitten auf dem Strome und war sehr verblüfft, als unsere kleine Flotte des Morgens am Ufer ganz trocken da saß und wartete, bis die Flut sie wieder emporhob; doch waren wir alle nicht halb so verblüfft als bei der ähnlichen Erscheinung Alexanders Soldaten auf dem Indus.

In den englischen Transportschiffen wurden wir gedrückt, geschichtet und gepöfelt wie die Heringe. Den Platz zu sparen, hatte man keine Hängematten, sondern Verschläge in der Tabulatur des Verdecks, das schon niedrig genug war; und nun lagen noch zwei Schichten übereinander. Im Verdeck konnte ein ausgewachsener Mann nicht gerade stehen, und im Bettverschlage nicht gerade sitzen. Die Bettkasten waren für sechs und sechs Mann; man denke die Menage. Wenn viere darin lagen, waren sie voll, und die beiden letzten mußten hineingezwängt werden. Das war bei warmem Wetter nicht kalt: es war für einen einzelnen gänzlich unmöglich, sich umzuwenden, und ebenso unmöglich, auf dem Rücken zu liegen. Die geradeste Richtung mit der schärfsten Kante war nötig. Wenn wir so auf einer Seite gehörig geschwitz und gebraten hatten, rief der rechte Flügelmann: „Umgewendet!“ und es wurde umgeschichtet; hatten wir nun auf der andern Seite quantum satis ausgehalten, rief das nämliche der linke Flügelmann, und wir zwängten uns wieder in die vorherige Quetsche. Das war eine erbauliche, vertrauliche Lage, ungefähr wie im hohen Paradiese, wenn auf der Bühne des Volkes Lieblingsstück gegeben wurde.

Es war mir doch ein sonderbares Gefühl, als ich den andern Morgen auf das Verdeck trat, und zum ersten Mal nichts als Himmel und Wasser um mich sah. Der Ozean wogte majestätisch, und die Schiffe tanzten magisch wie kleine Spielwerke auf der unbegrenzten, ungeheuren Fläche; der Himmel war bewölkt und teilte dem Wasser seine tiefe, ernsthafte Farbe mit. Ich war wirklich in einer andern Welt und fühlte mich abwechselnd größer und kleiner, nachdem eine erhabene oder bange Empfindung eben in der Seele herrschte. So war es, als unter meinem Fuße Gewitter rollten und furchtbar schöne Zauberwelten bildeten, neben mir die schwarzroten Wolkenäulen des Aetna stürmten, und über mir die milden Sonnenstrahlen Wärme umhergossen und weithin die ganze große Insel mit ihrer Fabelwelt magisch färbten. Bald kam Sturm und

mit ihm die Seekrankheit. Beide waren weiter nicht gefährlich, aber doch den Neulingen furchtbar genug. Fünf von der sechs-männischen Menage waren krank; ich blieb leider allein gesund.

Die Kost war übrigens nicht sehr fein, so wie sie nicht sehr reichlich war. Heute Speck und Erbsen und morgen Erbsen und Speck; übermorgen pease and pork und sodann pork and pease: das war fast die ganze Runde. Zuweilen Grütze und Graupen, und zum Schmause Pudding, den wir aus muffigem Mehl halb mit Seewasser, halb mit süßem Wasser und altem, altem Schöpfenfett machen mußten. Der Speck mochte wohl vier oder fünf Jahre alt sein, war von beiden Seiten am Rande schwarzstriefig, weiter hinein gelb, und hatte nur in der Mitte noch einen kleinen weißen Gang. Ebenso war es mit dem gesalzenen Rindfleische, das wir in beliebter Kürze oft roh als Schinken aßen. In dem Schiffsbrote waren so viele Würmer, die wir als Schmalz mitessen mußten, wenn wir nicht die schon kleine Portion noch mehr reduzieren wollten; dabei war es so hart, daß wir nicht selten Kanonenkugeln brauchten, es nur aus dem Größten zu zerbrechen; und doch erlaubte uns der Hunger selten, es einzuweichen; auch fehlte es oft an Wasser. Man sagte uns, und nicht ganz unwahrscheinlich, der Zwieback sei französisch; die Engländer haben ihn im sieben-jährigen Kriege den Franzosen abgenommen, seit der Zeit habe er in Portsmouth im Magazin gelegen, und nun füttere man die Deutschen damit, um wieder die Franzosen unter Rochambeau und Lafayette, so Gott wolle, tot zu schlagen. Gott muß aber doch nicht recht gewollt haben. Das schwer geschwefelte Wasser lag in tiefer Verderbnis. Wenn ein Faß heraufgeschroten oder aufgeschlagen wurde, roch es auf dem Verdeck wie Styx, Phlegethon und Kokytus zusammen: große, fingerlange Fasern machten es fast konsistent; ohne es durch ein Tuch zu seihen, war es nicht wohl trinkbar, und dann mußte man immer noch die Nase zuhalten, und dann schlug man sich doch noch, um nur die Sauche zu bekommen. An Filtrieren war für die Menge nicht

zu denken. Guten, ehrlichen Landmenschen kommt dieses ohne Zweifel schrecklich vor; aber wer Feldzüge und Seefahrten mitgemacht hat, findet darin nichts Ungewöhnliches. Rum wurde gegeben und zuweilen etwas Bier, welches dem Porter ähnlich war und bei den Matrosen strong beer hieß. Da ich den ersten nicht genießen konnte, tauschte ich ihn gegen das letzte aus, welches mir Wohltat war. Zuweilen wurde mir auch eine Flasche Porter zugesteckt, da ich am Wein durchaus keinen Geschmack fand.

Stürme hatten wir oft, und einmal so stark, daß uns der Aufsatz des Vordermastes und die große Rahe zerbrach. Die Türmung der Wogen, das Heulen der Winde durch die Segel, das Schlagen und Klirren der Taue, das Donnern der Wellen an die Borde, das Geschrei und Lärmen des Schiffsvolks, der ganze furchtbar empörte Ozean, alles ist dem Neuling schrecklich; aber bald wird man es gewohnt und schläft ruhig unter dem Kampfe der Elemente.

Endlich bekamen wir das Ufer von Akadien zu Gesichte und liefen unter allgemeinem Freudengeschrei in die Bucht von Halifax ein. — Kriegerische Vorfälle haben wir außer einigen Märschen nicht gehabt; ein einziges Mal schien es zu etwas Ernsthaftem kommen zu wollen, da die Franzosen den Ort anzugreifen drohten. Aber außer einigen Schüssen von den äußersten Batterien fiel nichts vor: es blieb bei den Drohungen, vermutlich da sie die Engländer stärker und in besserer Bereitschaft fanden, als sie vermuteten. Mich ärgerte das; denn ich sah der Landung und dem blutigen Handel mit aller Neugier eines jungen Menschen entgegen, bei dem Kraftgefühl und Tätigkeitstrieb die natürliche Furchtsamkeit überwand.

So kam denn endlich die Nachricht vom Frieden uns eben nicht erwünscht. Man hat mir geschmeichelt, ich könnte Offizier werden und mir eine Laufbahn eröffnen. Mit dem Frieden war alles geschlossen; denn nach unserer Ordnung konnte kein Bürgerlicher in der Regel weiter aspirieren als bis zum Feld-

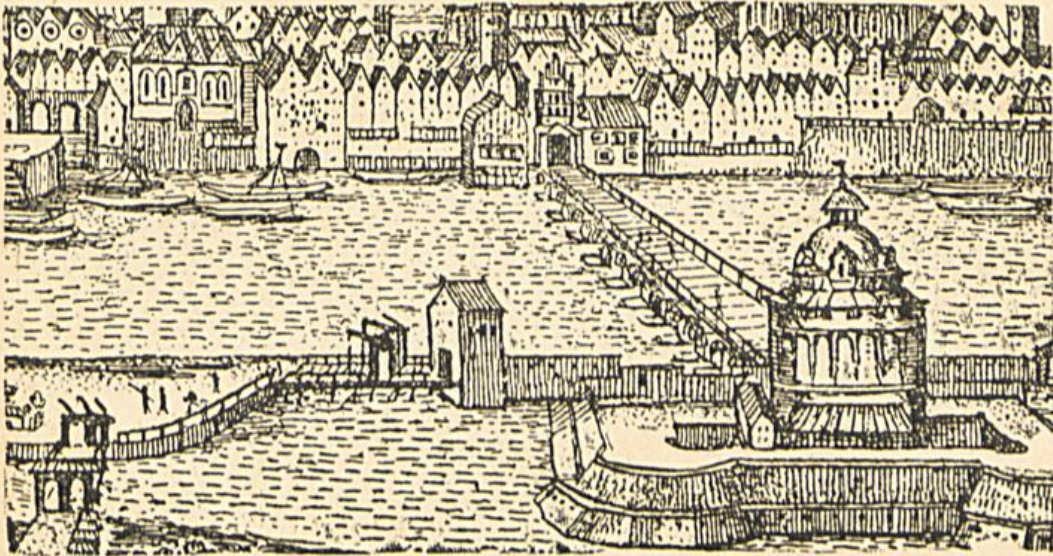
webel; ein Ehrenposten, dessen lebenslängliche Dauer ich eben nicht sehr beneidete.

Unsere Hinfahrt dauerte zweiundzwanzig Wochen, eine ungeheure Länge; den nämlichen Weg machten wir rückwärts in dreiundzwanzig Tagen; also machte ich eine der besten und eine der schlimmsten Fahrten mit. Heimwärts segelten wir, als flögen wir davon. Es hatte sich eine große Menge Schiffe aller Arten und aller Nationen zuerst nach dem Frieden gesammelt, und wir liefen wohl über zweihundert zusammen in den Kanal ein, unter denen sich auch zwei amerikanische Fregatten mit der neuen freien Staatenflagge befanden, für einen Alt-Engländer wohl das größte Herzeleid, seitdem die britischen Flotten die Meere besegelten. Die letzte Nacht gehört zu den schönsten, die ich auf dem Wasser erlebt habe. Es war ein gewaltiger Gewittersturm auf dem Kanale in der Gegend von Portsmouth. Die zusammengeengte Flotte, das Heulen des Sturms, das Schlagen des Tauwerks, das Rollen des Donners, das Leuchten der Blitze, das grelle Aufhellen der glühenden Wogen und das augenblickliche Schließen zur schwärzesten Nacht, das Rufen und Schreien der Matrosen, das Geläute der Glocken, der ferne, dumpfe Hall der Signalschüsse, das Dröhnen und Krachen der Schiffsfugen, und die Angst, daß wir vielleicht über Klippen stürzten. Und mit dem sich heiternden Morgenhimmel waren wir wirklich in der Nähe der Kreideberge, die dem Lande den Namen Albion geben. Es war still und frisch und freundlich wie nach einer Gewitternacht, und die Schiffe schaukelten nur noch unwillkürlich heftig auf der empörten See. Bei diesen und ähnlichen Gelegenheiten war es mein gewöhnliches Vergnügen, mich im Raum unter die Öffnung zu setzen und in die Höhe an den Horizont hinaus zu sehen; da sah ich denn die Schiffe rechts und links oben auf den Wellen tanzen. Man denke die Winkel, welche die Schiffe auf der Woge machen mußten, damit dieses möglich war. Die Fahrt über die Nordsee war diesmal sehr stürmisch und langweilig, welches

desto verdrießlicher war, da die Reise über den Ozean so schnell ging und wir das übrige nur noch für einen Razensprung hielten. Auf einmal befanden wir uns bei Cuxhaven und Rixebüttel, vermutlich weil wir nicht in die Weser einlaufen konnten. Nach einigen Tagen segelten wir wieder nach Bremerlee, wo wir Fahrzeuge wechselten und eben so wieder hinaufbugsiert wurden, wie wir hinunter fuhren.

Hier erschreckte uns die Besorgnis, daß wir bei Minden würden an die Preußen verkauft werden. Es wurde laut gesprochen und der bekannte gewissenlose Seelenschacher des alten Landgrafen machte die Sache nicht unwahrscheinlich. Serre also, ein gewisser Wurzner aus Gotha und meine Personalität hatten bei Elzfleth den löblichen Entschluß gefaßt, uns den Fesseln der schändlichen Dienstbarkeit zu entziehen. Einige Nächte lauerten wir ohne Erfolg auf Gelegenheit; denn die Büchsen-schützen hatten ihre geladenen Läufe überall hingerichtet. Aus Verdruß und Müdigkeit war ich auf meinem Habersack eingeschlafen, und als ich den Morgen erwachte, waren die beiden Hechte fort und hatten mich vermutlich mit Sicherheit nicht wecken können. Ich kratzte mich hinter den Ohren und sah ärgerlich nach dem Rahne, der sie in Freiheit geführt hatte. In Bremen versuchte ich's indessen allein auf meine eigene Hand, und es gelang mir am hellen, lichten Tage unter ziemlicher Gefahr. Die nächste Veranlassung war ein Gezänk mit dem Feldwebel über Brotlieferung, in welches sich der kommandierende Offizier etwas diktatorisch handgreiflich mischte. Das Gespenst der Preußen saß mir fest im Gehirn; ich hatte, ganz gegen meine Gewohnheit, ohne alle Absicht in einigen Gläsern Wein mich etwas warm getrunken, und machte mich kurz und gut auf und davon, am Ufer hin, über die Brücke weg, in die Altstadt hinein. Ein guter, alter, ehrlicher Spießbürger mochte mir doch wohl einige Verwirrung ansehen; er kam freundlich zu mir und fragte: „Freund! Ihr seid wohl ein hessischer Deserteur?“ — „Und wenn ich denn einer wäre?“ sagte ich.

„Da muß ich Euch sagen, unser Magistrat hat Kartel mit dem Landgrafen.“ Und nun —



Das gutmütige Volk der guten Stadt Bremen drängte sich als eine Schutzwehr um Seume herum und schob gewissermaßen den Fremdling hilfreich zum nächsten Tore hinaus. Seume, ein trefflicher Läufer, flog wie ein Pfeil. Demungeachtet waren seine Verfolger, die hessischen Jäger, ihm immer ganz nahe und trieben ihn endlich in den Sack zwischen den beiden Flüssen der Hunte und der Weser. Hier glaubten sie, könne er ihnen nicht entspringen, und er hielt sich verloren; denn wollte er sich ins Wasser stürzen, so tötete ihn, den durch und durch Erhitzten, der Schlag; blieb er stehen, so war er das Opfer seiner Flucht. Zum Glück sah er in einem Weidenbusche am Ufer der Hunte einen Fischerkahn und sprang hinein. Der mitleidige Fischer, welcher der Menschenjagd zugesehen hatte, hieß ihn sich gleich auf den Boden niederlegen und stieß augenblicklich vom Lande ab. Nun kamen auch die Jäger und schossen; aber die Kugeln flogen über das Schiff und der gleichmütige Schiffer arbeitete ruhig durch die Gefahr, bis er glücklich das jenseitige Ufer erreichte. „Hier, Freund,“ sagte der Mann,

„seid Ihr frei und auf oldenburgischem Grund und Boden. Gott helf' Euch weiter!“ Das Leben war gerettet, die Kette zerbrochen und der Landgraf litt einen Verlust von einer Handvoll Taler, die er aus Seumes Verkauf zum zweiten Mal hätte lösen können.

Den folgenden Tag kamen hessische Offiziere mit freundlichen Worten, brachten Pardon, boten Geld, versprachen Beförderung; aber Seume ließ sich nicht verleiten, empfahl sich höflich und ging aus ihrer Gesellschaft weg nach der Stadt Oldenburg. (Nach einiger Zeit fiel er durch Mißgeschick in die Hände der Preußen, die ihn nach Emden schleppten. Erst nach einem vergeblichen Fluchtversuch und langem Gefängnis kam er frei.)



Lavater in Bremen (1786)

Am 11. Mai 1786 ward Lavater von der St. Ansgarigemeinde in Bremen mit 165 Stimmen zu ihrem dritten Prediger gewählt; 64 andere Stimmen verteilten sich unter fünf andere Prediger. Von dieser Erwählung machte Lavater, dem seine Eitelkeit desfalls einen argen Streich spielte, viel zu viel Aufhebens, da so etwas in Ansehung bekannter oder berühmter Prediger häufig geschieht. Durchaus nichts Außerordentliches fiel seinethalben bei dieser Wahl vor, und da diese nichts weiter als eine Anfrage war, ob er die Stelle annehmen wolle, so war es gewiß so lächerlich als anstößig, daß er seine Lage mit der von Jesus in Gethsemane verglich und auf öffentlicher Kanzel betete: Ist's möglich, Vater, so nimm diesen Kelch von mir! Bekanntlich lehnte er auch zuletzt den Ruf wirklich ab.

Am 28. Juni fuhr ich mit Herrn Nikolaus Kulenkamp und dessen Frau Lavatern entgegen nach Hoya; er kam mit uns nach Bremen und trat bei mir ab¹⁾. Er hatte seinen Sohn nach Göttingen auf die Universität gebracht, wo er Arzneikunde studieren sollte. Da er nun kurz zuvor von der Ansgarigemeinde zum Prediger gewählt worden war, und ein Jahr zuvor bei einer Predigerwahl zu St. Stephani nur wenige Stimmen gefehlt hatten, so war gewiß nichts natürlicher, als daß ich ihm nach Göttingen schrieb, daß er doch noch vollends bis nach Bremen kommen möchte.

Daß er mit mir so viele Besuche in Bremen machte, ward ihm von vielen verdacht; allein schicklicherweise mußte er doch

¹⁾ Das Haus lag an der Tieser.

die Prediger, die Ratsherren, die Vorsteher der Gemeinde, die ihn gewählt hatte, die der Gemeinde, von welcher er beinahe gewählt worden war, und die Leute, die an ihn geschrieben hatten, besuchen; in einige Familien wurde er eingeführt, weil man mich darum ersucht hatte, an verschiedenen Orten fuhr der Rutscher eigenmächtig vor, und es würde unhöflich gewesen sein, nicht aussteigen zu wollen, wenn man uns den Schlag der Rutsche öffnete. Lächerlich ist es, daß man Lavatern im Ernst beschuldigt hat, er habe, wie Pius VI. in Wien, aus der Rutsche beständig das Volk gesegnet. Lavater war ein ängstlicher Mann, und die Straße, in welcher ich wohnte, war enge; als wir nun ausfahren, und sowohl Kinder als Leute aus dem Volke sich von beiden Seiten herzudrängten, um ihn zu sehen, so fürchtete er immer, daß jemand unter das hintere Rutschenrad käme, und rief deswegen mit ausgestreckten und wegwinkenden Händen in seinem gewohnten Zürich-Deutsch beständig auf beide Seiten hinaus: Herr Jeseß! Herr Jeseß! Bom Rad weg! Um Gottes willen! Bom Rad weg! Auch durch mehrere andere enge Straßen fuhren wir, und das Gedränge war überall sehr groß; darum geschah dies in mehreren Quartieren der Stadt. Wohl möglich nun, daß einige es so nahmen, als segnete er das Volk. Ebenso schief ward es ausgelegt, daß er dreimal in Bremen predigte. Es war doch nicht mehr als billig, daß, da er im Predigen so geübt war, und ich durch ihn am Studieren gehindert wurde, er mir die Wochenpredigt abnahm; einmal mußte er ferner in jeder der beiden Gemeinden predigen. Für einen anderen freilich wären drei Gastpredigten in fünf Tagen zu viel gewesen, aber Lavater hatte zum im Öffentlichreden eine angeborene Gabe. Zufällig hielt er übrigens nach allgemeinem Urtheile zu St. Martini die beste Predigt. Die Menge der Leute in der Kirche war ungeheuer groß; Soldaten machten Bahn, als ich ihn nach der Kanzel führte; in meinen Stuhl zu kommen, war keine Möglichkeit; endlich fand ich zwischen den Stühlen der Kirchenvorsteher und denen der Diaconie noch eine Stelle.

Auffallend war es, daß, als er von zwei Mitgliedern des Senats, Dr. Liborius von Post und Dr. Georg Delrichs, mit mir nach dem Hafen zu Begesack geführt wurde, alle Schiffe in dem Hafen flaggten und kleine Kanonen gelöst wurden. Allein dies war nicht Veranstaltung des Senats; und wenn die Schiffskapitäne von freien Stücken die Flaggen wollten wehen lassen, so konnte ihnen dies niemand wehren. Die kleinen Hafentkanonen wurden auch bei anderen Gelegenheiten gelöst. Lavater äußerte sich in dem Wagen gegen die beiden Ratsherren auf eine sehr vernünftige Weise: „Wer so etwas sucht,“ sagte er, „ist ein Narr; wen aber so etwas sucht, der soll nicht den Spröden machen und sich ungebärdig stellen; es ist bescheidener, die unverdiente Ehre mit guter Art anzunehmen, ohne sich etwas darauf einzubilden, und den Leuten sich hinzugeben, die einem ein Fest bereiten wollen.“ Eine sehr große Gesellschaft von Bremern und Bremerinnen speiste bei dieser Gelegenheit in dem Hafenhause, und Lavater erheiterte alles durch seine anmutige Jovialität. In der That mußte jeder, wenn er nicht in seinem Urtheil befangen war, bekennen, daß ein so interessantes, geistreiches Exemplar der Menschheit ihm noch nicht vorgekommen wäre. Was ihn vorzüglich auszeichnete, bestand darin, daß er seinen Stand ganz vergessen machen konnte, weil er bloß den Menschen zeigte; mancher andere Geistliche glaubt, er müsse immer und überall den Geistlichen zeigen; Lavater hingegen zeigte ihn nur da, wo er hingehörte. Für die übertriebenen und schwärmerischen Urtheile derer, die nicht Maß im Lobe halten konnten, hat Lavater genug gebüßt; insbesondere erschien ein satirisches Freudenlied der Jünger Lavaters, das ein Meisterstück an Wiß und Laune ist. Zehn Jahre später ward der Rektor Ammius als Verfasser bekannt.

Daß ich während der acht Tage, die er in Bremen zubrachte, alle Mittage und Abende irgendwo mit ihm speiste, daß er also außer dem Abende seiner Ankunft nie bei uns aß, versteht sich von selbst, sowie auch, daß wegen der vielen Gegen-

besuche unser Haus einem Gasthose gleich war. Ich hätte das ununterbrochene Schmausen und die beständige Zerstreuung nicht lange ausgehalten; Lavater hingegen hätte beständig darin leben können, wenn er nur nach dem Mittagessen einige Zeit allein sein und vermutlich schlummern konnte; er konnte mitten aus dem größten Getümmel sogleich sich niedersetzen und Briefe, Gedichte, Sentenzen, Aufsätze, Predigten und was ihm sonst vorkam, schreiben. Bei Mahlzeiten lebte er äußerst mäßig, ohne sich doch etwas abgehen zu lassen, und bei seiner unerschöpflichen Mittheilbarkeit bezahlte er durch seine lebendige Unterhaltung reichlich seine Zechen. Am 6. Julius verreiste er wieder in der Nacht nach einem Abendessen bei dem Senator Berck.

Johann Jakob Stolz,
Prediger an St. Martini (1819).





Brief von Lavater

Dankziele

an

Herren Doktor und Syndikus von Post,
die Herren Bauherren der Sant Ansgariusgemeine,
und einige
generose Wohlthäter und Wohlthäterinnen in Bremen
für
vier große, kostbare Silberstücke an meine Frau
und zwei goldene Medaillen für mich.

Was soll ich sagen, mein gütiger Herr Post! meine über-
gütige Bremer und Bremerinnen? Was konnte mir uner-
warteter seyn, als das kostbare Geschenk, das ich vorgestern
erhielt? Ihren Augen trauen durfte meine Frau nicht, da ich
ihr nach und nach die Kostbarkeiten vorlegte. Ach! Liebe
Seelen! Welche Güte gab Euch den Gedanken ein? Aber,
warum so kostbar? Wenn Ihr doch was schenken wolltet,
warum begnügtet Ihr Euch nicht mit dem Fünftheil — der ja
immer noch übergroß genug gewesen wäre? Ich danke Euch
also herzlich — und sage zum besten Dank: „Dank Euch Gott!“
Euer Schuldner bin ich, bleib ich, will ich bleiben immer und
ewiglich. Nie will ich die Schuld meiner Liebe abbezahlen.
So oft ich Euch im gegenwärtigen oder künftigen Leben antreffen

werde, werd' ich sagen — „Ihr treibt mich doch nicht von Haus und Hof — weil ich meine Schuld noch nicht bezahlt habe! Laßt's doch noch anstehen. Es thut mir so wohl, Euer Schuldner zu bleiben — und Euch thuts nicht wehe, meine unbezahlte Gläubiger zu seyn.“ Unterdeß sollen Eure Namen auf das Geschenk an meine Frau eingegraben an meine Nachkommen übergehen — und meine Kindeskinde sollen noch sagen „Wir sind Schuldner der Bremer.“

Nehmen Sie, lieber Post! diese schwache Dankziele mit ihrem guten Herzen an! Seyen Sie mein Mund bey allen, die meiner Frau und meiner so gütig eingedenk waren. Sagen Sie es jedem in seiner Sprache: „Sie haben Lavatern und sein Weib beschämt und erfreut!“ Silber und Gold habe ich nicht. Was ich habe und haben werde, steht zu Diensten, so fern es keinem andern zugesagt ist.

Wollte Gott, daß ich einen bleibenden Segen für Bremen hätte! Doch was ich noch nicht habe, das kann mir noch werden. — Laßt uns hoffen, glauben, lieben — herzlich an einander denken, und frohseyn, daß wir sind, und sein werden, und einander ewig lieben, genießen, nie ausgenießen, nie ausgenossen werden können. Mehr kann ich jezo nicht sagen. Bald wird wenigstens eine Predigt folgen. Ich bin, meine Herzlieben, Herzguten

Euer aufrichtig dankbare, treueregebene
ewigverbundene

Schuldner, Diener, Bruder,
Johann Caspar Lavater,
Diacon am St. Peter in Zürich
und gewesener Prediger
an der St. Ansgariikirche in Bremen.

Zürich, Freytags, den 18. August 1786.

Carl Maria von Weber (1820)

Er hatte die Musik zum Freischützen beendet, am 13. Mai; schon am 15. fing er, mit erstaunlicher Spannkraft, die Komposition von Preziosa an; am 9. Juli war sie fertig. Nun sehnte sich der Meister nach Erholung, verband aber damit eine Kunstreise nach Norddeutschland, die ihn bis Kopenhagen führte. Ende Juli reiste das Ehepaar in behaglichster Stimmung aus Dresden in die Welt hinaus; in jeder Stadt der konzertreichen Fahrt wurde ihm die begeistertste Aufnahme; die Freude der Reise, die über Halle und Göttingen ging, wurde freilich in Hannover durch starkes Unwohlsein beider beeinträchtigt. Des Komponisten Sohn Max berichtet:

„Ohne daß seine oder Carolinens Gesundheit ganz hergestellt gewesen wäre, verließ Weber am 20. August Hannover, um sich nach Bremen zu begeben. Auf dem Wege dahin wurden die, samt dem Postillon bei der heftigen Hitze schlummernden Reisenden, mit dem Wagen bei hellem Tage in den Straßen-graben gefahren und umgeworfen.

Caroline dachte später oft der Bewunderung, mit der sie bei diesem Vorfall die Herrschaft wahrgenommen hatte, welche Webers starker Geist auf seinen schwachen Körper übte. Trotz seines Unwohlseins, das sofort verschwunden schien, entwickelte er sofort die energischste Tätigkeit. Er belebte den betäubten Postillon mit Eau de Cologne, schnallte, während sich dieser erholte, die schweren Sachen und Koffer vom Verdecke und Tritte des Wagens, spannte die Pferde aus und setzte die Winden an den Wagen an, der seitwärts gegen Bäume gefallen war.

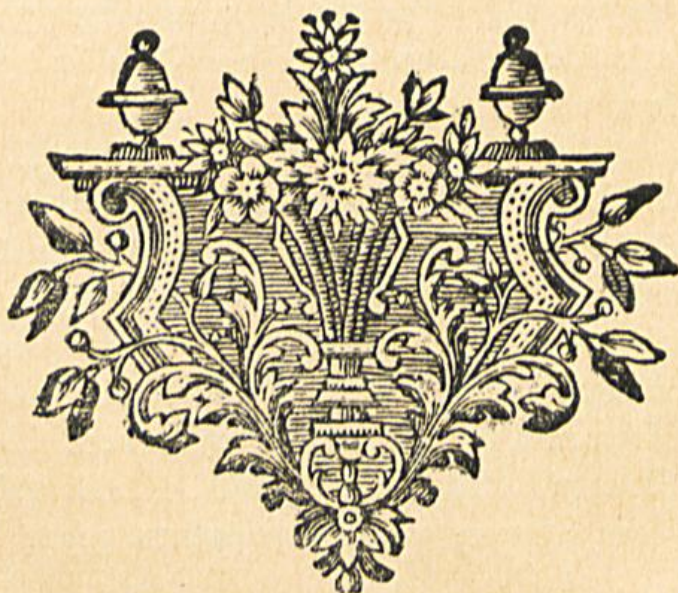
Nachdem der Knecht sich erholt hatte, hob der schwache Weber, mit dessen Hilfe, den Wagen wieder auf die Räder, förderte das Gepäck darauf, half es befestigen und die Pferde wieder einschirren, und fuhr dann, da der Postillon ihm nicht recht zurechnungsfähig schien, selbst bis auf die nächste Station.

Caroline langte krank in Bremen, kränker in Oldenburg an, wo sie sich erst nach mehreren Tagen genug erholte, um dem Andringen des Herzogs Peter Friedrich Ludwig folgen und bei dem Konzerte in der Stadt und dem am Hofe mitwirken zu können.

Weber schreibt an Kind (den Dichter des Freischützen):

„Von da ging's den 31. nach Bremen zurück, wo am 2. September mein Konzert stattfand. Die Kaufleute, die sonst immer Sonnabends auf ihre Landgüter fahren, blieben alle da, und ich hatte ein erlesenes, zahlreiches und, wie überall, höchst warmes Publikum. Von da fuhr ich nach Hamburg, wo ich den 6. ankam.“ — —

In Bremen wurde Weber zu Ehren ein kleines Fest im Ratskeller veranstaltet und ihm dabei der Ehrentrunk aus dem berühmten, uralten Wein enthaltenden Fasse „die Rose“ zugebracht. Die Einnahme aus dem Konzert war ganz stattlich; sie betrug 152 Taler.





Im Hafen

Glücklich der Mann, der den Hafen erreicht hat,
Und hinter sich ließ das Meer und die Stürme,
Und jeso warm und ruhig sitzt
Im guten Ratskeller zu Bremen.
Wie doch die Welt so traulich und lieblich
Im Römerglas sich widerspiegelt,
Und wie der wogende Mikrokosmos
Sonnig hinabfließt ins durstige Herz!
Alles erblick' ich im Glas,
Alte und neue Völkergeschichte,
Türken und Griechen, Segel und Gans,
Zitronenwälder und Wachtparaden,
Berlin und Schilda und Tunis und Hamburg,
Vor allem aber das Bild der Geliebten,
Das Engellöpfchen auf Rheinweingoldgrund.

O, wie schön, wie schön bist du, Geliebte!
Du bist wie eine Rose!
Nicht wie die Rose von Schiras,
Die Hafis-befungene Nachtigallbraut;
Nicht wie die Rose von Saron,
Die heiligrote, prophetengefeierte —
Du bist wie die Rose im Ratskeller zu Bremen.
Das ist die Rose der Rosen,
Je älter sie wird, je lieblicher blüht sie,
Und ihr himmlischer Duft, er hat mich beseligt,
Er hat mich begeistert, er hat mich berauscht,
Und hielt mich nicht fest, am Schopfe fest,
Der Ratskellermeister von Bremen,
Ich wäre gepurzelt!

Der brave Mann! Wir saßen beisammen
Und tranken wie Brüder,
Und sprachen von hohen, heimlichen Dingen,
Wir seufzten und sanken uns in die Arme,
Und er hat mich belehrt zum Glauben der Liebe —
Ich trank auf das Wohl meiner bittersten Feinde,
Und allen schlechten Poeten vergab ich,
Wie einst mir selber vergeben soll werden —
Ich weinte vor Andacht, und endlich
Erschlossen sich mir die Pforten des Heils,
Wo die zwölf Apostel, die heil'gen Stückfässer,
Schweigend pred'gen, und doch so verständlich
Für alle Völker.

Das sind Männer!
Anscheinbar von außen, in hölzernen Röcklein,
Sind sie von innen schöner und leuchtender
Denn all die stolzen Leviten des Tempels
Und des Herodes Trabanten und Höflinge,
Die goldgeschmückten, die purpurgelleideten —
Hab' ich doch immer gesagt,
Nicht unter ganz gemeinen Leuten,
Nein, in der allerbesten Gesellschaft
Lebte beständig der König des Himmels!

Hallelujah! Wie lieblich umwehen mich
Die Palmen von Beth-El!
Wie duften die Myrrhen von Hebron!
Wie rauscht der Jordan und taumelt vor Freude! —
Auch meine unsterbliche Seele taumelt,
Und ich taumle mit ihr, und taumelnd
Bringt mich die Treppe hinauf, ans Taglicht,
Der brave Ratskellermeister von Bremen.

Du braver Ratskellermeister von Bremen!
Siehst du, auf den Dächern der Häuser sitzen
Die Engel und sind betrunken und singen;
Die glühende Sonne dort oben
Ist nur eine rote, betrunkene Nase,
Die Nase des Weltgeists;
Und um die rote Weltgeistnase
Dreht sich die ganze betrunkene Welt.

Seinrich Seine (Herbst 1826).

Phantasien im Bremer Ratskeller

Ein Herbstgeschenk für Freunde des Weines

Den zwölf Aposteln

im Ratskeller zu Bremen

in dankbarer Erinnerung

der Verfasser.

Im Herbst 1827.

Guter Wein ist ein gutes, gefelliges Ding,
und jeder Mensch kann sich einmal davon be-
geistern lassen.

Shakespeare.

Mit dem Menschen ist nicht auszukommen, sagten sie, als sie in meinem Gasthof die Treppen hinabstiegen, und ich konnte es noch deutlich hören. „Jetzt will er wieder schlafen von neun Uhr an und leben wie ein Murmeltier; wer hätte das gedacht vor vier Jahren!“

Sie hatten nicht Unrecht, die Freunde, daß sie mich in Anmut verließen. Gab es ja doch heute abend eines der glänzendsten musikalischen, tanzenden und deklamierenden Butterbrote in der Stadt, und hatten sie sich nicht alle mögliche Mühe gegeben, mir, dem Landfremden, einen angenehmen Abend dort zu verschaffen? Aber es war wahrhaftig unmöglich; ich konnte nicht gehen. Warum sollte ich einen tanzenden Tee besuchen,

wo sie nicht tanzte, warum ein singendes Butterbrot, wo ich (ich wußte es zum voraus) hätte singen müssen, ohne von ihr gehört zu werden; warum einen trauten Kreis von Freunden durch Trübsinn und finstere Wesen stören, das ich nun heute nicht verbannen konnte? O Gott! ich wollte ja lieber, daß sie mir auf der Treppe einige Sekunden fluchten, als daß sie sich von neun bis ein Uhr langweilten, wenn sie nur mit meinem Körper sich unterhielten und bei der Seele umsonst anfragten, die einige Straßen weiter auf Unserer Lieben Frauen Kirchhof nachtwandelte.

Aber das tat mir wehe, daß mich die guten Gesellen für ein Murmeltier hielten und dem Drang nach Schlaf zuschrieben, was aus Freude am Wachen geschah. O nur du, ehrlicher Hermann, wußtest es mehr zu würdigen! Hörte ich denn nicht, wie du unten auf dem Dombhof sagtest: „Schlaf ist es nicht, denn seine Augen leuchten. Aber entweder hat er wieder zu viel oder zu wenig Wein getrunken, das heißt, er trinkt noch welchen und — allein.“

Wer verlieh dir denn diese prophetische Kraft? Oder konntest du ahnen, daß meine Augen wacker waren, weil sie heute nacht alten Rheinwein schauen sollten? Konntest du wissen, daß ich gerade heute von dem Patent und Erlaubnißschein, vom Räte auf meine Person ausgestellt, Gebrauch machen werde, um die Rose und eure zwölf Apostel zu begrüßen? Und überdies, war denn heute nicht mein Schalttag?

Meines Erachtens ist es keine üble Gewohnheit, die ich von meinem Großvater angenommen, nämlich hie und da Einschnitte zu machen in den Baum des Jahres und sinnend dabei zu verweilen. Wenn der Mensch nur Neujahr und Ostern, nur Christfest oder Pfingsten feiert, so kommen ihm endlich diese Ruhepunkte in der Geschichte seines Lebens so alltäglich vor, daß er darüber hinweggleitet ohne Erinnerung. Und doch ist es gut, wenn die Seele, sonst immer nach außen gerichtet, auch einmal auf ein paar Stunden einkehrt im eigenen Gasthof

ihrer Brust, sich bewirtet an der langen Table d'hôte der Erinnerung und nachher gewissenhaft die Rechnung ad notam schreibt, wie Frau Hurtig dem Ritter*). Der Großvater nannte solche Tage seine Schalttage; nicht daß er etwa ein Bankett veranstaltete mit seinen Freunden, oder den Tag lustig und in Freuden lebte, in Saus und Braus; nein, er kehrte ein bei sich, und seine Seele schmauste in der Kammer, die er seit fünfundsiebzig Jahren kannte. Noch jetzt, da er längst im kühlen Friedhof ruht, noch jetzt kann ich es seinem holländischen Horaz ansehen, welche Stellen er an solchen Tagen gelesen; noch jetzt, als wäre es gestern geschehen, sehe ich sein großes blaues Auge sinnend auf den vergilbten Blättern seines Stammbuchs weilen; und wie deutlich sehe ich, wie dieses Auge nach und nach sich füllt, wie eine Träne in den grauen Wimpern zittert, wie der gebietende Mund sich zusammenpreßt, wie der alte Herr langsam und zögernd die Feder ergreift und „einem seiner Brüder, der geschieden,“ das schwarze Kreuz unter den Namen malt.

„Der Herr hält seinen Schalttag,“ pflegten die Diener uns zuzuwispeln, wenn wir Enkel laut und fröhlich wie gewöhnlich die Treppe hinausstürmten; „der Großvater hält seinen Schalttag,“ flüsterten wir uns zu und glaubten nicht anders, als er beschere sich selbst den heiligen Christ, weil er ja doch niemand habe, der ihm den Christbaum anzünde. Und war es nicht so, wie wir in kindlicher Einfalt glaubten? Zündete er nicht den Christbaum seiner Erinnerung an, flammten nicht tausend flimmernde Kerzen auf, die Lieblingsstunden eines langen Lebens, und schien er nicht, wenn er am Abend des Schalttages still und ruhig im Sessel saß, sich kindlich zu freuen an den Gaben der Vergangenheit?

Es war sein Schalttag wieder eingetreten, als sie ihn hinausstrugen. Ich mußte weinen, als ich dachte, daß der alte

*) Falstaff.

Mann seit langer Zeit zum ersten Mal wieder in die freie Luft komme. Sie führten ihn den Weg, auf dem ich so oft an seiner Seite gegangen war. Aber nicht lange, so beugten sie über die schwarze Brücke und legten ihn tief in die Erde. „Nun hält er seinen rechten Schalttag,“ dachte ich, „aber wundern soll es mich doch, wie der alte Herr wieder da heraufkommen will, denn sie haben doch viele Steine und Rasen auf ihn hinabgeworfen.“ Er kam nicht wieder. Aber sein Bild blieb in meinem Gedächtnis, und als ich herangewachsen war, gehörte es zu meinen liebsten Beschäftigungen, seine feine, offene Stirne, das klare Auge, den gebietenden und doch so freundlichen Mund mir vorzumalen. Mit seinem Bilde stiegen tausend Erinnerungen auf, und seine Schalttage waren mir die Lieblingsstücke in der langen Bildergalerie.

„Und ist denn heute nicht der erste September, den auch ich mir zum Schalttag erwählte? Und ich sollte Butterbrot verzehren in einer Gesellschaft und allerlei Arien absingen hören mit beigefügtem Applaus und Gezwitscher? Nein! Heraus mit dir, köstliches Rezept, das kein Arzt der Erde so köstlich mischt! Hinab zu dir, alte, wahrhaftige Apotheke, um „nach Vorschrift jedesmal einen Römer voll zu nehmen.“

Es schlug zehn Uhr, als ich die breiten Stufen des Rathskellers hinabstieg; ich durfte hoffen, keinen Zecher mehr zu finden, denn es war Werktag bei anderen Leuten, und draußen heulte der Sturm, die Windfahnen stimmten sonderbare Weisen an, und der Regen rauschte auf das Pflaster des Domhofs. Aber der Ratstdiener maß mich mit fragenden Blicken vom Kopf bis zum Fuß, als ich ihm die Anweisung auf einigen Wein darreichte.

„So spät noch und heute, in dieser Nacht?“ rief er.

„Mir ist es vor zwölf Uhr nie zu spät,“ entgegnete ich, „und nachher ist es wohl frühe genug am Tage.“

„Aber muß es denn —“ wollte er eben fragen, doch Sigill und Handschrift seiner Obern fiel ihm wieder ins Auge, und

schweigend, aber nicht ohne Zögern schritt er voraus durch die Hallen. Welch herzerquickender Anblick, wenn sein Windlicht über die lange Reihe der Fässer hinstreift, welche sonderbare Formen und Schatten, wenn es an den Schwibbogen des Kellers zitterte, und die Säulen im dunkeln Hintergrunde wie geschäftige Rüper um die Fässer schwebten! Er wollte mir eines jener kleineren Gemächer aufschließen, wo höchstens sechs bis acht Freunde, eng zusammen gerückt, den Becher kreisen lassen können. Doch, mit trauten Gesellen liebe ich ein solches heimliches Plätzchen; der enge Raum drängt Mann an Mann, und die Töne, die hier nicht verhallen können, klingen traulicher; aber allein und einsam liebe ich freiere Räume, wo der Gedanke, gleich den Atemzügen, sich freier ausdehnt. Ich wählte einen alten gewölbten Saal, den größten in diesen unterirdischen Räumen, zu meinem einsamen Gelage.

„Erwarten Sie Gesellschaft?“ fragte der Mann an meiner Seite.

„Ich bin allein.“

„Sie könnten ungebeten welche haben,“ setzte er hinzu, indem er sich scheu nach den Schatten umsah, die seine Lampe warf.

„Wie meint Ihr das?“ fragte ich verwundert.

„Ich meinte nur so,“ antwortete er, indem er einige Kerzen anzündete und einen großen Römer vor mich hinsetzte. „Man spricht mancherlei vom ersten September, der Herr Senator D. waren übrigens schon vor zwei Stunden da, und ich erwartete Sie nicht mehr.“

„Der Herr Senator D.? Warum? Fragte er nach mir?“

„Nein, er hieß mich nur die Proben herausnehmen.“

„Welche Proben, mein Freund?“

„Nun, die von den Zwölfen und der Rose,“ erwiderte der alte Mann, indem er anfing, einige niedliche Fläschchen mit langen Papierstreifen an den Halsen hervorzuziehen.

„Wie!“ rief ich, „man sagte mir ja, ich könnte den Wein von den Fässern selbst trinken.“

„Ja, aber nur im Beisein eines Herrn vom Senat. Darum hieß mich der Herr Senator die Zungenpröbchen herausnehmen, und so will ich sie Ihnen einschenken, wenn's gefällig.“

„Nicht einen Tropfen,“ unterbrach ich ihn, „hier kein Glas voll; nein, das ist der echte Genuß, vom Fasse zu trinken, und ist es mir nicht mehr möglich, so will ich doch am Fasse trinken. Kommt, Alter, nehmet die Proben mit, ich will das Licht tragen.“

Ich stand schon einige Minuten und sah dem wunderlichen Treiben des alten Dieners zu. Bald stand er still, sah auf mich und räusperte sich, als wollt' er sprechen, bald nahm er die Proben vom Tisch und packte sie in seine weiten Taschen, bald nahm er sie zögernd wieder heraus, um sie auf den Tisch zu setzen. Es ermüdete mich. „Nun, sollen wir bald gehen?“ rief ich voll Sehnsucht nach dem Apostelkeller. „Wie lange wollt Ihr noch an Euren Gläschen hier aus- und einpacken?“

Der ernste Ton, in welchem ich dies sagte, schien ihm Mut zu machen. Ziemlich bestimmt antwortete er: „Es geht nicht! — nein! Heute geht es nicht mehr, Herr!“

Ich glaubte hierin einen jener gewöhnlichen Kniffe zu sehen, womit Hausverwalter, Rastellane oder Kellermeister den Fremden Geld abzuzwacken suchen, drückte ihm ein hinlängliches Geldstück in die Hand und nahm ihn beim Arme, ihn fortzuziehen.

„Nein, so war es nicht gemeint,“ entgegnete er, indem er das Geldstück zurückzuschieben suchte; „so nicht, fremder Herr! Ich will es nur gerade heraus sagen: mich bringt man nicht mehr in den Apostelkeller in dieser Nacht, denn wir schreiben heute den ersten September.“

„Und welche Torheit wollt Ihr daraus folgern?“

„Nun, in Gottes Namen, Sie können denken davon, was Sie wollen; es ist dort nicht geheuer in dieser Nacht, das macht, es ist der Jahrestag der Rose.“

Ich lachte, daß die Halle dröhnte. „Nein! In meinem Leben habe ich doch so manchen Spuk erzählen gehört, aber einen Weinspuk nie!“ Schämt Ihr Euch nicht mit Euren

weißen Haaren, noch solches Zeug zu schwätzen? Doch hier ist nicht lange zu spaßen. Hier ist die Vollmacht des Senates; im Keller darf ich trinken heute nacht, ohne nach Zeit und Raum zu fragen. Darum im Namen des Rates heiße ich Euch folgen. Schließet den Keller des Bacchus auf."

Dies wirkte; unwillig, aber ohne etwas zu entgegnen, nahm er die Kerzen und winkte mir zu folgen. Es ging zuerst wieder durch den großen Keller, dann durch kleinere, bis der Weg in einen engern schmalen Gang zusammenlief. Dumpf dröhnten unsere Schritte in diesem Hohlweg, und unsere Atemzüge tönten, wenn sie an den Mauern sich brachen, wie fernes Geflüster. Endlich standen wir vor einer Türe, die Schlüssel rasselten, sie gähnte ächzend auf, der Schein der Lichter fiel in das Gewölbe, mir gegenüber saß Freund Bacchus auf einem mächtigen Weinfäß. Erquickender Anblick! Sie hatten ihn nicht zart und fein dargestellt, die alten Bremer Künstler, nicht zierlich als einen griechischen Jüngling; sie hatten ihn nicht alt und trunken sich gedacht, mit gräßlichem Bauch, verdrehten Augen und hängender Zunge, wie ihn die gemein gewordene Mythe hin und wieder gotteslästerlich abkonterfeit. Schmähhlicher Anthropomorphismus*); blinde Torheit des Menschen! Weil einige seiner im Dienste ergrauten Priester also einhergehen, weil ihnen voll guten Mutes der Leib anschwell, die Nase von dem brennenden Widerscheine der dunkelroten Flut sich färbte, das in stummer Wonne aufwärts gerichtete Auge stehen blieb — so legten sie dem Gott bei, was seine Diener schmückt!

Anders die Männer von Bremen. Wie fröhlich und munter reitet der alte Knabe auf dem Faß! Das runde, blühende Gesicht, die kleinen, muntern Weinäuglein, die so klug und neckend herab sehen, der breite, lächelnde Mund, der sich an mancher Kanne schon versuchte; der kurze, kräftige Hals, das ganze Körperchen von behaglichem, gutem Leben strotzend!

*) Vermenschlichung.

Ganz besondere Kunst hat aber der Meister, der dich geschaffen, auf Arme und Beinchen gelegt. Meint man nicht, dein kräftiges Ärmlein werde sich bewegen, du werdest mit den runden Fingerchen ein Schnippchen schlagen, und der breite, lächelnde Mund werde sich aufthun zu einem muntern Suchheisa, heisa, he? Ist man nicht versucht zu glauben, du werdest im tollen Weinmut die runden Knie beugen, die Waden anlegen, mit den Fersen stauchen und das alte Mutterfaß in Galopp setzen, daß alle Rosen, Apostel und andere gemeinere Fässer mit Sussa und Hallo dir nachjagen durch den Keller?

„Herr des Himmels!“ rief der Ratsdiener, indem er sich an mir festklammerte, „seht Ihr nicht, wie er die Augen verdreht und mit den Füßchen baumelt?“

„Alter, Ihr seid verrückt!“ sagte ich, einen scheuen Blick nach dem hölzernen Weingott werfend; „es ist der Schein der Kerzen, der an ihm hin und her flackert.“ Dennoch war mir wunderbarlich zu Mute, ich folgte dem Alten aus dem Bacchuskeller. Und war es denn auch der Schein der Kerzen, war es auch Täuschung, als ich mich umfah? Nickte er mir nicht mit dem runden Köpfcchen, streckte er mir nicht das eine seiner Beinchen nach und schüttelte und krümmte sich vor heimlichem Lachen? Ich rannte unwillkürlich dem Alten nach und schloß mich dicht hinter ihm an.

„Setzt zu den zwölf Aposteln,“ sprach ich zu ihm, „wie sollen uns dort die Proben munden!“

Er antwortete nichts; kopfschüttelnd ging er weiter. Man steigt vom Keller einige Stufen aufwärts zum kleinen Kellerlein, zum unterirdischen Himmelsgewölbe, zum Sitz der Seligkeit, wo die Zwölfe hausen. Was seid ihr, Trauergewölbe und Gräfte alter Königshäuser, gegen diese Katakomben! Pflanzet Säрге neben Säрге, rühmet auf schwarzem Marmor die Verdienste des Mannes, der hier einer „fröhlichen Urständ“ entgegenschläft, stellt einen schwatzhaften Cicerone an, in Trauermantel und florumhängtem Hute, laßt ihn die absonderliche Herrlich-

keit dieses oder jenes Staubes rühmen, laßt ihn erzählen von den trefflichen Tugenden eines Prinzen, der in der Bataille so und so gefallen, von der holden Schönheit einer Fürstin, auf deren Sarge die jungfräuliche Myrte sich um die kaum erblühte Rosenknospe schlingt — es wird euch an die Sterblichkeit mahnen, es wird euch vielleicht eine Träne kosten; aber kann es euch also rühren wie der Anblick dieser Schlafkammer eines Jahrhunderts, dieser Ruhestätte eines herrlichen Geschlechtes? Da liegen sie in ihren dunkelbraunen Särgen, schmucklos, ohne Glanz und Flitter. Kein Marmor rühmt ihr stilles Verdienst, ihre anspruchlose Tugend, ihren vortrefflichen Charakter; aber welcher Mann von einigem Gefühl für Tugenden dieser Art fühlt sich nicht innig bewegt, wenn der alte Ratsdiener, dieser Aufwärter in den Kataomben, dieser Küster der unterirdischen Kirche, die Kerzen auf die Särge stellt, wenn dann das Licht auf die erhabenen Namen der großen Toten fällt! Wie regierende Häupter führen auch sie keine langen Titel und Zunamen; einfach und groß stehen die Namen auf ihren braunen Särgen geschrieben. Dort Andreas, hier Johannes, in jener Ecke Judas, in dieser Petrus. Wen rührt es nicht, wenn er dann hört: dort liegt der Edle von Nierenstein, geboren 1718, hier der von Rüdelsheim, geboren 1726. Rechts Paulus, links Jakob, der gute Jakob!

Und ihre Verdienste? Ihr fraget? Seht ihr denn nicht, wie er eingießt in den grünen Römer, wie er das herrliche Blut des Apostels mir darreicht? Gleich dunkelrotem Golde blinkt es im Glase. Als ihn die Sonne aufzog auf den Hügeln von St. Johannes, da war er blond und helle; ein Jahrhundert hat ihn gefärbt. Welche Würze des Geruches! Welchen Namen lege ich dir bei, du lieblicher Duft, der aus dem Römer aufsteigt? Nehmet alle Blüten von den Bäumen, pflücket alle Blumen aus den Fluren, führt Indiens Gewürz herbei, besprengt mit Umbra diese kühlen Keller, löset den Bernstein in bläuliche Wölkchen auf — mischet aus ihnen alle die feinsten

Düfte, wie die Biene ihren Honig aus den Blüten saugt, wie schlecht, wie gemein, wie unwürdig gegen die zarte Blume deines Kelches, mein Bingen und Laubenheim, gegen deine Düfte, Johannes und Nierenstein von 1718!

„Ihr schüttelt den Kopf, Alter? Tadelt Ihr meine Freude an Euren alten Gesellen? Da, nimm diesen Römer, alter Mensch, trink' auf das Wohlsein dieser Zwölfe! Komm, stoß an, sie sollen leben!“

„Gott soll mich bewahren, daß ich einen Tropfen trinke in dieser Nacht,“ erwiderte er; „man soll mit dem Teufel kein Spiel treiben. Aber wenn Ihr sie alle durchgekostet, wollen wir weiter gehen. Mir graut in diesem Keller.“

„Gute Nacht denn, ihr alten Herren vom Rheine, gute Nacht und herzlichen Dank für euer Labfal. Und wenn ich dir, mein ernstester, feuriger Judas, wenn ich dir, mein sanfter, lieblicher Andreas, dir, mein Johannes, dienen kann, so kommt, kommt zu mir.“

„Herr des Himmels!“ unterbrach mich der Alte und schlug die Türe zu und drehte hastig die Schlüssel um. „Seid Ihr von den paar Tropfen schon betrunken, daß Ihr den Teufel heraufbeschwört? Wißt Ihr denn nicht, daß die Weingeister aufstehen diese Nacht und einander besuchen, wie immer am ersten September? Und sollte ich meinen Dienst verlieren, ich laufe davon, wenn Ihr noch solche Worte spricht. Noch ist es nicht zwölf Uhr, aber kann denn nicht alle Augenblicke einer aus dem Faß kriechen mit greulichem Gesicht und uns zu Tode schrecken?“

„Alter, du faselst! Doch sei ruhig; ich will kein Wort mehr sprechen, daß deine Weingespenster nicht wach werden. Doch jetzt führe mich zur Rose.“ Wir gingen weiter, wir traten ein in das Gewölbe, in das Rosengärtlein von Bremen. Da lag sie, die alte Rose, groß, ungeheuer, mit einer Art von gebietender Hoheit. Welch ungeheures Faß! und jeder Römer

sein Stück Goldes wert!*) Anno 1615! Wo sind die Hände, die dich pflanzten, wo die Augen, die sich an deiner Blüte erfreuten, wo die fröhlichen Menschen alle, die dir zujauchzten, edle Traube, als man dich abschnitt auf den Höhen des Rheingauges, als man deine Hüllen abstreifte, und du als goldener Born in die Rufe strömtest? Sie sind dahin, wie die Wellen des Stromes, der an deinem Rebhügel hinabzog. Wo sind sie, jene alten Herren der Hansa, jene würdigen Senatoren dieser alten Stadt, die dich pflückten, duftende Rose, dich verpflanzten in diese kühlen Räume zum Labsal ihrer Enkel? Gehet hinaus auf Ansgarii Friedhof, gehet hinauf zur Kirche Unserer Lieben Frauen und gießet Wein auf ihre Grabsteine! Sie sind hinunter und zwei Jahrhunderte mit ihnen!

Nun auf euer Wohlsein, alte Herren von Anno 1615, und auf das Wohl eurer würdigen Enkel, die so gastfreundlich dem Fremdling die Hand und dieses Labsal boten!

„So! Und jetzt gute Nacht, Frau Rose!“ setzte der alte Diener freundlicher hinzu, indem er sein Körbchen zusammenräumte. „Jetzt gute Nacht und Gott befohlen; hier heraus, nicht dort um die Ecke, hier heraus geht der Weg aus dem Keller, wertgeschätzter Herr. Kommt, stoßet Euch nicht hier an die Fässer, ich will Euch leuchten.“

„Mit nichten, Alter,“ erwiderte ich, „jetzt geht das Leben erst recht an. Das alles war nur der Vorschmack. Gib mir zweiundzwanziger Ausstich, so etwa zwei bis drei Flaschen, in das große Gemach dort hinten. Ich habe ihn grünen sehen, diesen Wein, und war dabei, als sie ihn kelterten**); habe ich das Alter bewundert, so muß ich meiner Zeit nicht minder ihr Recht antun.“

Er stand da mit weitgeöffneten Augen, der Jammermensch; er schien seinen Ohren nicht zu trauen. „Herr,“ sprach er dann

*) Nach einer Berechnung vom Jahr 1902 ist von dem in der Rose lagernden 1653er Rudesheimer ein Glas 6 421 421 Mark, ein Tropfen 6421 Mark wert.

***) Main- und Rheineise von Eßlingen aus im Herbst 1822.

feierlich, „sprechet nicht solch gottlosen Scherz. Heute nacht wird nun und nimmermehr was daraus; ich bleibe um keine Seligkeit.“

„Und wer sagt denn, daß du bleiben sollst? Dort setze den Wein hinein und dann mache in Gottes Namen, daß du fortkommst; ich will nun einmal diese Gedächtnisnacht hier feiern und habe mir deinen Keller aufersehen; dich habe ich nicht vonnöten.“

„Aber ich darf Euch nicht allein im Keller lassen,“ entgegnete er; „ich weiß wohl, nehmt es mir nicht ungütig, daß Ihr den Keller nicht bestehlet, aber es ist einmal gegen die Ordnung.“

„Nun, so schließe mich ein in jenes Gemach; hänge ein Schloß davor, so schwer als du willst, daß ich nimmer heraus kann, und morgen früh um sechs Uhr kannst du mich aufwecken und dein Schlafgeld holen.“

Der Mann des Kellers versuchte mancherlei Einreden, doch umsonst; er setzte endlich drei Flaschen und neun Kerzen vor mich hin, wischte den Römer aus, schenkte mir den zweiundzwanziger Ausstich ein und wünschte mir, wie es schien mit schwerem Herzen, gute Nacht. Richtig schloß er auch die Tür zweimal ab und hängte, wie es mir schien, mehr aus zärtlicher Angst für mich als aus Vorliebe für seinen Keller, noch ein Hängeschloß vor. Eben schlug die Glocke halb zwölf. Ich hörte ihn ein Gebet sprechen und davon eilen. Seine Schritte hallten immer ferner und ferner im Gewölbe; doch als er oben das Außentor des Kellers zuschlug, hallte es wie Kanonendonner durch die Gänge und Hallen. —

So wäre ich denn allein mit dir, meine Seele, tief unten im Schoße der Erde. Oben auf der Erde schlafen sie jetzt und träumen, und auch hier unten, rings um mich her, schlummern sie in ihren Särgen, die Geister des Weines. Ob sie wohl träumen, von ihrer kurzen Kindheit träumen und der fernen Berge, der Heimat gedenken, wo sie groß wurden, und des Stromes, des alten Vaters Rhein, der ihnen allnächtlich freundlich ein Wiegenlied murmelte?

Gedenket ihr der wonnigen Tage, da die milde Mutter, die Sonne, euch aus dem Schlummer küßte, da ihr in klarer Frühlingsluft die Äuglein öffnetet zum erstenmal und hinabschautet ins herrliche Rheingau? Und als der Mai einzog in sein deutsches Paradies, gedenket ihr noch, wie euch die Mutter antat mit grünem Kleidchen von Laubwerk, und wie der alte Vater baß sich dessen freute, herauf lugte aus seinem grünen Bette und euch zuwinkte und munter rauschte am Lurlei?

Und gedenkst denn auch du der Rosentage deiner Jugend, o Seele, der sanften Rebhügel der Heimat, des blauen Stromes und der blühenden Täler des Schwabenlandes? O Wonnezeit voll holder Träume! Wie reich bist du behängt mit Bilderbüchern, Christbäumen, Mutterliebe, Osterwochen und Ostereiern, mit Blumen und Bögeln, Armeen aus Blei und Papier und den ersten Höschen und Rollettchen,*) in welche sich deine kleine sterbliche Hülle, stolz auf ihre Größe, kleiden ließ. Und wie dich der selige Vater auf den Knien schaukelte, und dir der Großvater gerne das lange Meerrohr mit dem goldenen Knopf abtrat, um es dir als Reitpferd zu leihen!**)

Und rücke mit dem nächsten Glase um einige Jahre vorwärts! Erinnerst du dich des Morgens, als sie dich hineinführten zu einem wohlbekannten Mann, dessen Gesicht so blaß geworden war, dessen Hand du weinend küßtest, weinend ohne zu wissen warum? Denn konntest du glauben, daß die harten Männer, die ihn in einen Schrank legten und mit schwarzen Tüchern zudeckten, konntest du glauben, daß sie ihn nicht mehr zurückbringen würden? Sei ruhig, auch er schlummert nur ein Weilchen. — Und gedenkst du des geheimnisvollen Freudelebens in Großvaters Büchersaal? Ach, damals kanntest du noch keine Bücher als den schnöden kleinen Bröder, deinen ärgsten Feind, wußtest nicht, daß jene Folianten noch zu etwas anderem in Leder ge-

*) Eigentlich Halsstragen, dann Wams (unser „Koller“).

**) Dies alles, wie auch das Folgende, sind wirkliche Jugenderinnerungen des Dichters.

bunden seien, als um Hütten und Ställe daraus zu erbauen für dich und dein Vieh!

Gedenkst du noch des Frevels, wie roh du mit der deutschen Literatur in kleinerem Format umgingst? Hast du nicht deinem Bruder den Lessing an den Kopf geworfen, wofür er dich freilich mit Sophiens Reise von Memel nach Sachsen*) erbärmlich zudeckte? Damals dachtest du freilich nicht daran, daß du einst selbst Bücher machen werdest!

Tauchet auch ihr auf, aus dem Nebel verschwundener Jahre, ihr Mauern des alten Schlosses? Wie oft dienten deine halbverfallenen Gänge, dein Keller, dein Zwinger, deine Verließe der fröhlichen Schar zum Tummelplatz ihrer Spiele! Soldaten und Räuber, Nomaden und Karawanen! Wie wohl war uns oft in der untergeordneten Rolle eines Kosaken, während andere — Generale, Platows,**) Blüchers, Napoleon und dergleichen vorstellten und sich prügelten? Ja, waren wir nicht zuzeiten sogar ein Pferd, dem Freunde zu Gefallen? O Himmel, wie schön ließ es sich dort spielen!

Wo sind sie hin, die Gespielen deiner Kindheit, die Genossen jener goldenen Tage, wo kein Rang, kein Stand, kein Ansehen gilt? Grafen und Barone machen jetzt wohl die große Tour***) oder dienen an Höfen als Kammerherren. Arme Teufel pilgern als Handwerksbursche durchs Reich, den schweren Bündel auf dem Rücken, ohne Schuhe an den Füßen, haschen nach Pfennigen aus dem Rutschenschlag, die sie mit dem vom Regen gebräunten Hut künstlich aufzufassen wissen. Und die Liebe drückt sie oft noch schwerer als das Bündel auf dem Rücken. Andere Kameraden, Seelen, die sich in der Schule durch geordneten Fleiß in humanioribus****) hervorgetan, sitzen

*) Roman von Hermes (1770—73).

***) Graf Platow, russischer General in den Freiheitskriegen, gestorben 1818.

****) Le grand tour, die Reise durch die Hauptstädte Europas, die auch im „Festtag im Fegefeuer“ (Memoiren des Satans) mehrfach erwähnt wird, gehörte damals zur Ausbildung eines jungen Mannes der höheren Stände.

*****) In den klassischen Sprachen.

jetzt schon auf einer Pfarre, im Schlaf- oder Chorrock bei der Frau Liebsten. Andere sind Amtleute, wieder andere Apotheker, einige Referendäre und dergleichen — und nur wir beide, ausschweifend aus dem gewöhnlichen Gang der Dinge, sitzen hier im Bremer Ratskeller und tun uns gütlich im Weine. Und was sind denn wir Absonderliches geworden? Doktor? Das kann jeder werden, der vernünftig genug ist, eine Dissertation zu schreiben.

Doch ich trinke das vierte Glas, Seele. Das vierte! — Fühlst du nicht einen gewissen Nexus *) zwischen dem Wein und der Zunge? Zwischen der Zunge und dem Gaumen? Hier, behaupte ich, ist ein Scheideweg und daran ein Wegezeiger aufgestellt. Nämlich auf der einen Seite steht: „Weg nach dem Magen.“ Eine breite, fahrbare Straße. Es geht so schnell, so glitschend bergab! Daher auch der gemeinere Stoff gewöhnlich diesen Weg nimmt. Der andere Arm des Zeigers heißt: „In den Kopf.“ Dahin ziehen die Geister, die sich schon im Faß lange genug bei dem schnöden gemeineren Stoff gelangweilt haben, und jetzt, da sie freien Lauf nehmen können, schielen sie nach dem Wegezeiger rechts hinauf. Während die Masse links hinabströmt, steigen sie aufwärts und finden sich im Wirtshaus zur Zirbeldrüse **) wieder zusammen. Es sind friedliche, verständige Leute, diese Geister. Sie erhellen dein Haus, o Seele, solange ihrer vier oder fünf beisammen sind, nachher möchte ich wohl für nichts stehen, denn sie raufen sich dann und treiben allerhand Unfug im Gehirn.

Wie schön ist die vierte Lebensperiode, die wir mit dem vierten Glase beginnen wollen! Du bist vierzehn Jahre alt, o Seele! Aber was ist mit dir vorgegangen in der kurzen Zeit? Du spielst keine Knabenspiele mehr, Soldaten und alles dieses Gezeuge liegt hinter dir, und du scheinst mir viel zu lesen. Du bist hinter Goethe und Schiller geraten und ver-

*) Verknüpfung, Zusammenhang.

**) Die kleine Drüse in der Mitte des Gehirns, in der von Descartes u. a. der Sitz der Seele gesucht wurde, deren eigentliche Bestimmung jedenfalls unbekannt ist.

schlingft fie, ohne alles zu verftehen. Oder wie? Du verftehft jetzt ſchon alles? Du willft meinen, du könnteft Liebe verftehen, weil du im letzten Sonntagklub Elvire hinter der Kommode im Dunkeln geküßt und Emmas Zärtlichkeit zurückgewieſen haſt? Barbar! Ahneſt du nicht, daß dieſes dreizehnjährige Herz auch den Werther und ſogar etwas von Claren geſehen haben kann und Liebe für dich fühlt? Aber die Szene ändert ſich. Sei mir gegrüßt, du Felsental der Alb!*) Du blauer Strom, an welchem ich drei lange Jahre haufte, die Jahre lebte, die den Knaben zum Jüngling machen. Sei mir gegrüßt, du klöſterliches Dach, du Kreuzgang mit den Bildern verſtorbener Äbte, du Kirche mit dem wundervollen Hochaltar, ihr Bilder alle, in ſchönes Gold des Morgenrotes getaucht! Seid mir gegrüßt, ihr Schlöſſer auf den Fellen, ihr Höhlen, ihr Täler, ihr grünen Wälder! Jene Täler, jene Kloſtermauern waren das enge Neſt, das uns aufzog, biß wir flügge waren, und ihrer rauhen Albluft danken wir eß, daß wir nicht verweichlichten.

Ich komme ans fünfte Glas, ins fünfte Säkulum unſeres Lebens. Ich ſchlürfe euch ein, liebliche Erinnerungen, wie ich dieß Glas edlen Rheinweins ſchlürfe. Ihr duftet auf in herrlicher Schöne, Jahre meiner Jugend, wie das Aroma aufsteigt aus dem Römer. Mein Auge wird wacker, o Seele, denn ſie ſind um mich, die Freunde meiner Jugend! Wie ſoll ich dich nennen, du hohes, rohes, edles, barbariſches, liebliches, unharmonisches, gefangvolles, zurückstoßendes und doch ſo mild erquickendes Leben der Burschenjahre? Wie ſoll ich euch beſchreiben, ihr goldenen Stunden, ihr Feierklänge der Bruderliebe? Welche Töne ſoll ich euch geben, um mich verſtändlich zu machen? Welche Farbe dir, du nie begriffenes Chaos! Ich ſoll dich beſchreiben? Nie! Deine lächerliche Außenseite liegt offen, die ſieht der Laie, die kann man ihm beſchreiben, aber deinen innern, lieblichen Schmelz kennt nur der Bergmann,

*) Am Südaufgang der Rauhen Alb liegt Blaubeuren.

der singend mit seinen Brüdern hinabfuhr in den tiefen Schacht. Gold bringt er herauf, reines, lauterer Gold, viel oder wenig, gilt gleichviel. Aber dies ist nicht seine ganze Ausbeute. Was er geschaut, mag er dem Laien nicht beschreiben, es wäre allzu sonderbar und doch zu köstlich für sein Ohr. Es leben Geister in der Tiefe, die sonst kein Ohr erfasst, kein Auge schaut. Musik ertönt in jenen Hallen, die jedem nüchternen Ohr leer und bedeutungslos ertönt. Doch dem, der mit gefühlt und mit gesungen, gibt sie eine eigene Weihe, wenn er auch über das Loch in seiner Mütze lächelt, das er als Symbolum zurückgebracht. *) Alter Großvater, jetzt weiß ich, was du vornahmst, wenn „der Herr seinen Schalltag feierte“. Auch du hattest deine trauten Gesellen seit den Tagen deiner Jugend, und das Wasser stand dir in den grauen Wimpern, wenn du einen beisehdest im Stammbuch. Sie leben!

Wirf die Flasche weg, Mensch, stich eine neue an zu neuer Freude. Das sechste! Wer kann dich berechnen, o Liebe?

Es ging uns, wie es so manchem Erdensohn ergeht. Wir lasen von Liebe und glaubten zu lieben. Das Wunderbarste und doch Natürlichste an der Sache war, daß die Perioden oder Grade dieser Art Liebe sich nach unserer Lektüre richteten. Haben wir nicht Bergißmeinnicht und Ranunkeln gebrochen und des Doktors Tochter in G. verschämt überreicht und uns einige Tränen ausgepreßt, weil wir lasen: „Das Schönste sucht er auf den Fluren, womit er seine Liebe schmückt“ — „Aus seinen Augen brechen Tränen —“? Haben wir nicht à la Wilhelm Meister geliebt, das heißt, wir wußten nicht mehr, war es Emeline oder Kamilla, die Zarte, oder gar Ottilie? Haben nicht alle drei in zierlichen Schlafmützen hinter den Jalousien hervorgeschaut, wenn wir Ständchen brachten im Winter und die Gitarre weidlich schlugen, obgleich uns der Frost die Finger krumm bog? Und nachher, als es sich zeigte,

*) Beim „Landesvater“ werden bekanntlich die Mützen auf den Schläger aufgespießt.

wie sie alle nur schöne Kometen seien, haben wir da nicht die Liebe törichterweise geschworen und uns vorgenommen, erst dann zu heiraten, wenn die Schwaben klug werden, das heißt im vierzigsten?

Wer kann dich berechnen, geschwören, o Liebe? Du tauchst nieder aus dem Auge der Geliebten und schlüpfst durch unser Auge verstoßen in das Herz. Und dennoch so kalt konntest du bleiben, wenn ich meine Lieder sang, wolltest den Blick nicht erwidern, den ich so oft nach dir aussandte. Ich möchte ein General sein, nur daß sie meinen Namen in der Zeitung lese, daß es ihr bange würde, wenn sie lese: „Der General Hauff hat sich in der letzten Schlacht bedeutend hervorgetan und acht Kugeln ins Herz bekommen — woran er aber nicht gestorben.“ Ich möchte ein Tambour sein, nur daß ich vor ihrem Haus meinen Schmerz auslassen und fürchterlich trommeln könnte, und fährt sie dann erschrocken mit dem Köpfchen durchs Fenster, so will ich gerade das Gegenteil russischer Fellrassler machen und vom fortissimo abwärts trommeln und piano und im leisen Adagiowirbel ihr zuflüstern: „Ich liebe dich.“ Ein berühmter Mensch möchte ich sein, nur daß sie von mir hörte und stolz zu sich sagte: „Der hat dich einst geliebt.“ Aber leider reden die Leute nicht von mir, höchstens wird man ihr morgen sagen: „Gestern nacht ist er auch wieder bis Mitternacht im Weinkeller gelegen!“ Und wenn ich vollends ein Schuster oder Schneider wäre! Doch dies ist ein gemeiner Gedanke und deiner unwürdig, Adalgunde! —

Jetzt wacht wohl keiner mehr als der Höchste und Niedrigste dieser Stadt, nämlich der Turmwächter hoch oben auf der Domkirche und ich tief unten im Ratskeller. Wäre ich doch der auf dem Turme! In jeder Stunde wollte ich das Sprachrohr ansetzen und dir ein Lied hinabsingen ins Schlafkammerlein; doch nein! das würde ja den süßen Engel aus seinem Schlummer wecken, aus seinen holden, lieblichen Träumen. Doch hier unten hört mich niemand, da will ich eines singen. Seele! komme ich

mir denn nicht gerade vor wie ein Soldat auf dem Posten,
dem das Heimweh recht schwer und tief im Herzen liegt? Und
hat nicht einer meiner Freunde dies Lied gedichtet?

Steh' ich in finst'rer Mitternacht
So einsam auf der stillen Wacht,
Dann denk' ich an mein fernes Lieb,
Ob es mir treu und hold verblieb.

Als ich zur Fahne fortgemüßt,
Hat sie so herzlich mich geküßt,
Mit Bändern meinen Hut geschmückt
Und weinend mich ans Herz gedrückt.

Sie liebt mich noch, sie ist mir gut,
Drum bin ich froh und wohlgemut,
Mein Herz schlägt warm in kalter Nacht,
Wenn es ans ferne Lieb gedacht.

Jetzt bei der Lampe mildem Schein
Gehst du wohl in dein Kämmerlein
Und schickst dein Nachtgebet zum Herrn
Auch für den Liebsten in der Fern.

Doch wenn du traurig bist und weinst,
Mich von Gefahr umrungen meinst,
Sei ruhig; steh' in Gottes Hut,
Er liebt ein treu Soldatenblut.

Die Glocke schlägt, bald naht die Rund'
Und löst mich ab zu dieser Stund';
Schlaf wohl im stillen Kämmerlein
Und denk' in deinen Träumen mein!

Und denkt sie auch wohl meiner in ihren Träumen? Die
Glocken summt'n dumpf auf den Türmen, sie begleiteten meinen
Gesang. Schon Mitternacht? Diese Stunde trägt eigenen, ge-
heimnisvollen Schauer in sich; es ist, als zittere die Erde leise,
wenn sich die schlummernden Menschen unter ihr auf die andere
Seite legen, die schwere Decke schütteln und den Nachbar im
Kämmerlein nebenan fragen: „Ist's noch nicht Morgen?“ Wie
so ganz anders zittert der Ton dieser Mitternachtsglocke zu mir

hernieder, als wenn er am Mittag durch die hellen, klaren Lüfte schallt. Horch! Ging da nicht im Keller eine Türe? Sonderbar! wenn ich nicht so ganz allein hier unten wäre, wenn ich nicht wüßte, daß die Menschen nur oben wandeln, ich würde glauben, es tönen Schritte durch die Hallen. — Ha! es ist so; es kommt näher, es tastet an der Türe hin und her; es faßt und schüttelt die Klinke; doch die Türe ist verschlossen und mit Riegeln verhängt; mich stört heute nacht kein Sterblicher mehr. — Ha, was ist das? Die Türe springt auf! Entsetzen! —

Vor der Türe standen zwei Männer und machten gegenseitig Komplimente über den Vortritt; der eine war ein langer hagerer Mann, trug eine große, schwarze Lockenperücke, einen dunkelroten Rock nach altfränkischem Schnitt, überall mit goldenen Treffen und goldgesponnenen Knöpfen besetzt; seine ungeheuerlangen und dünnen Beine staken in engen Bein Kleidern von schwarzem Samt mit goldenen Schnallen am Knie; daran schlossen sich rote Strümpfe, und auf den Schuhen trug er goldene Schnallen. Den Degen mit einem Griff von Porzellan hatte er durch die Hosentasche gesteckt; er schwenkte, wenn er ein Kompliment machte, einen dreispitzigen kleinen Hut von Seide, und die Lockenschwänze seiner Perücke rauschten dann wie Wasserfälle über die Schultern herab. Der Mann hatte ein bleiches, abgehärmtes Gesicht, tiefliegende Augen und eine große, feuerrote Nase. Ganz anders war der kleinere Gefelle anzuschauen, dem jener den Vortritt gönnen wollte. Seine Haare waren fest an den Kopf geklebt mit Eiweiß, und nur an den Seiten waren sie in zwei Rollen gleich Pistolenhalftern gewickelt, ein ellenlanger Zopf schlängelte sich über seinen Rücken; er trug ein stahlgraues Röcklein, rot aufgeschlagen, stak unten in großen Reiterstiefeln und oben in einer reichgestickten Bratenweste, die über sein wohlgenährtes Bäuchlein bis auf die Knie herabfiel, und hatte einen ungeheuren Raufdegen umgeschnallt. Er hatte

etwas Gutmütiges in seinem feisten Gesicht, besonders in den Augen, die ihm wie einem Hummer hervorstanden. Seine Manöver führte er mit einem ungeheuren Filzhut aus, der auf beiden Seiten aufgeklappt war.

Ich hatte, nachdem ich mich von dem ersten Schrecken erholt, Zeit genug, diese Bemerkungen zu machen, denn die beiden Herren machten wohl mehrere Minuten lang vor der Schwelle die zierlichsten Pas. Endlich riß der Lange auch den zweiten Flügel der Tür auf, nahm den Kleinen unter dem Arm und führte ihn in mein Gemach. Sie hingen ihre Hüte an die Wand, schnallten die Degen ab und setzten sich, ohne mich zu beachten, stillschweigend an den Tisch. „Ist denn heute Fastnacht in Bremen?“ sprach ich zu mir, indem ich über die sonderbaren Gäste nachdachte; und doch kam mir ihre ganze Erscheinung so unheimlich vor, besonders wußte ich mich in ihre starren Blicke, in ihr Schweigen nicht zu finden; ich wollte mir eben ein Herz fassen und sie anreden, als ein neues Geräusch im Keller entstand. Schritte tönten näher, die Türe ging auf, und vier andere Herren, nach derselben alten Mode wie die ersten gekleidet, traten ein. Mir fiel besonders der eine auf, der wie ein Jäger gekleidet war, denn er trug Hezpeitsche und Jagdhorn und schaute ungemein fröhlich um sich.

„Gott grüß' euch, ihr Herren vom Rhein!“ sprach der Lange im roten Rocte in tiefem Bass, indem er aufstand und sich verbeugte. „Gott grüß' euch,“ quiekte der Kleine dazu, „haben uns lange nicht gesehen, Herr Jakobus!“

„Frisch auf! Holla und guten Morgen, Herr Matthäus,“ rief der Jäger dem Kleinen zu, „und auch guten Morgen, Herr Judas! Aber was ist das? Wo sind die Römer, wo Pfeifen und Tabak? Ist der alte Maueresel noch nicht wach aus seinem Sündenschlaf?“

„Die Schlafmütze!“ erwiderte der Kleine. „Der schläfrige Bengel! Droben liegt er noch in Unser Lieben Frauen Kirchhof, aber das Donnerwetter, ich will ihn herauschellen!“ Dabei

ergriff er eine große Glocke, die auf dem Tische stand, und klingelte und lachte in grellen, schneidenden Tönen. Auch die drei andern Herren hatten Hüte, Stock und Degen in die Ecken gestellt, sich gegenseitig gegrüßt und an den Tisch gesetzt. Zwischen dem Jäger und dem roten Judas saß einer, den sie Andreas nannten. Es war ein überaus zierlicher und feiner Herr, auf seinen schönen, noch jugendlichen Zügen lag ein wehmütiger Ernst, und um die zarten Lippen schwebte ein mildes Lächeln; er trug eine blonde Perücke mit vielen Locken, was mit seinen großen braunen Augen einen auffallenden, aber angenehmen Kontrast bildete. Dem Jäger gegenüber saß ein großer, wohl gemästeter Mann, mit rot ausgeschlagenem Gesicht und einer Purpurnase. Er hatte die Unterlippe weit herabhängen und trommelte mit den Fingern auf seinem dicken Bauch; sie hießen ihn Philippus.

Ein starkknochiger Mann, fast wie ein Krieger anzuschauen, saß neben ihm; ein mutiges Feuer brannte in seinen dunkeln Augen, ein kräftiges Rot schmückte seine Wangen, und ein dichter Bart umschattete den Mund. Er hieß Petrus.

Wie unter echten alten Trinkern, so wollte unter diesen Gästen das Gespräch nicht recht fortgehen ohne Wein; da erschien eine neue Gestalt in der Türe. Es war ein kleines, altes Männlein mit schlotternden Beinen und grauem Haar; sein Kopf sah aus wie ein Totenkopf, über den man eine dünne Haut gespannt, und seine Augen lagen trübe in den tiefen Höhlen; er schleppte keuchend einen großen Korb herbei und grüßte die Gäste demütig.

„Ha! siehe da, der alte Kellermeister Balthasar,“ riefen die Gäste ihm entgegen; „frisch heran, Alter, setze die Römer auf und bringe uns Pfeifen! Wo steckst du nur so lang? Es ist längst zwölf vorüber.“

Der alte Mann gähnte einigemal etwas unanständig und sah überhaupt aus wie einer, der zu lange geschlafen. „Hätte beinahe den ersten September verschlafen,“ krächzte er, „ich

schief so hart, und seitdem sie den Kirchhof gepflastert haben, höre ich auch ziemlich schlecht. Wo sind denn aber die andern Herren?" fuhr er fort, indem er Pokale von wunderlicher Form und ansehnlicher Größe aus dem Korbe nahm und auf den Tisch setzte. „Wo sind denn die andern? Ihr seid erst eurer sechs, und die alte Rose fehlt auch noch.“

„Setze nur die Flaschen her,“ rief Judas, „daß wir endlich was zu trinken bekommen; und dann gehe hinüber, sie liegen im Faß, poch an mit deinen dürren Knochen und heiße sie aufstehen, sage, wir sitzen schon alle hier.“

Aber kaum hatte Herr Judas also gesprochen, als ein großes Geräusch und Gelächter vor der Thür entstand. „Jungfer Rose hoch, hussa hoch! und ihr Schatz, der Bacchus, hoch!“ hörte man von mehreren Stimmen rufen. Die Thür flog auf, die gespenstischen Gefellen am Tische sprangen in die Höhe und schrien: „Sie ist's, sie ist's, Jungfer Rose und Bacchus und die andern! Hallo! Jetzt geht das Freudenleben erst recht an!“ und dabei stießen sie die Römer zusammen, lachten, und der Dicke schlug sich auf den Bauch, und der blasse Kellermeister warf die Mütze geschickt zwischen den Beinen durch an die Decke und stimmte ein in das Juchheisa, heisa, he! daß mir die Ohren gellten. Welch ein Anblick! Der hölzerne Bacchus, so auf dem Faß im Keller geritten, war herabgestiegen, nackt, wie er war; mit seinem breiten, freundlichen Gesicht, mit den klaren Augen grüßte er das Volk und trippelte auf den kleinen Füßchen in das Zimmer; an seiner Hand führte er ganz ehrbarlich wie seine Braut eine alte Matrone von hoher Gestalt und weidlicher Dicke. Noch weiß ich nicht bis dato, wie es möglich war, daß dies alles so geschehen, aber damals war es mir sogleich klar, daß diese Dame niemand anderes sei als die alte Rose, das ungeheure Faß im Rosenkeller.

Und wie hatte sie sich köstlich aufgeputzt, die alte Rheinländerin! Sie mußte in der Jugend einmal recht schön gewesen sein, denn wenn auch die Zeit einige Runzeln um Stirn und

Mund gelegt hatte, wenn auch das frische Rot der Jugend von ihren Wangen verschwunden war, zwei Jahrhunderte konnten die edlen Züge des feinen Gesichtes nicht völlig verwischen. Ihre Augenbrauen waren grau geworden, und einige unziemliche graue Barthaare wuchsen auf ihrem spitzigen Kinn, aber die Haare, die um die Stirne schön geglättet lagen, waren nußbraun und nur etwas wenigens mit Silbergrau gemischt. Auf dem Kopfe trug sie eine schwarze Samtmütze, die sich enge an die Schläfe angeschlossen; dazu hatte sie ein Wams vom feinsten schwarzen Tuche an, und das Nieder von rotem Samt, das darunter hervorschaute, war mit silbernen Haken und Ketten geschnürt. Um den Hals trug sie ein breites Halsband von blizenden Granaten, woran eine goldene Schaumünze befestigt war; ein weiter, faltenreicher Rock von braunem Tuch fiel um ihre wohlbeleibte Gestalt, und ein kleines, weißes Schürzchen, mit feinen Spitzen besetzt, wollte sich recht schalkhaft ausnehmen. An der einen Seite hing ihr eine große Tasche von Leder, an der andern ein Bündel gewaltiger Schlüssel — kurz, sie war eine so ehrbare Frau, als je eine Anno 1618 in Köln oder Mainz über die Straße ging.

Aber hinter der Frau Rose kamen noch sechs jubelnde Gefellen, die Dreispizenhüte schwingend, die Perücken schief auf den Kopf gesetzt, mit weitschößigen Röcken und langen, reichgestickten Westen angetan.

Ehrbarlich und sittsam führte unter dem allgemeinen Jubel Bacchus seine Rose oben an die Tafel; sie verbeugte sich mit großem Anstand gegen die Gesellschaft und ließ sich nieder; an ihrer Seite nahm der hölzerne Bacchus Platz, und Balthasar, der Kellermeister, hatte ihm ein tüchtiges Polster untergeschoben, weil er sonst gar klein und niedrig dagesessen hätte. Auch die anderen sechs Gefellen nahmen Platz, und ich merkte jetzt, daß es wohl die zwölf Apostel vom Rheine seien, die hier um die Tafel saßen, sonst aber im Apostelkeller in Bremen liegen.

„Da wären wir ja,“ sagte Petrus, nachdem der Jubel etwas nachgelassen, „da wären wir ja, wir junges, munteres Volk von 1700, und alle wohlbehalten wie sonst. Nun auf gutes Wohlsein, Jungfer Rose! Auch Sie hat gar nicht gealtert und ist noch so stattlich und hübsch wie vor fünfzig Jahren. Gutes Wohlsein, Sie soll leben und ihr Liebster, Herr Bacchus, daneben.“

„Soll leben, die alte Rose soll leben!“ riefen sie und stießen an und tranken; Herr Bacchus aber, der aus einem großen silbernen Humpen trank, schluckte zwei Maß rheinisch ohne viel Beschwerden hinunter, und er ward zusehens dicker davon und größer, wie eine Schweinsblase, die man mit Luft füllt.

„Mich gehorsamst zu bedanken, wertgeschätzte Herren Apostel und Bettern,“ antwortete Frau Rosalia, indem sie sich freundlich verneigte. „Seid Ihr noch immer solch ein loser Schäfer, Herr Petrus? Ich weiß von keinem Schatz nicht, und Ihr müßt ein sittsam Mägdlein nicht so in Verlegenheit setzen.“ Sie schlug die Augen nieder, als sie dies sagte, und trank ein mächtiges Maßglas aus.

„Schatz,“ erwiderte ihr Bacchus, indem er sie aus seinen Augen zärtlich anblickte und ihre Hand faßte, „Schatz, ziere dich doch nicht so; du weißt ja wohl, daß dir mir mein Herz zugetan schon seit zweihundert Herbstern; und daß ich dich noch heute vor allen andern liebe, soll ein feuriger Ruß auf deine rosigen Lippen beweisen.“

Er neigte sich zärtlich gegen die Rose. Wenn nur das junge Volk hier nicht dabei wäre,“ flüsterte sie verschämt, indem sie sich halb zu ihm neigte; — aber unter dem Jubeln und Jauchzen der Zwölfe hatte der Weingott sein Schürzenstipendium nebst Zinsen eingenommen. Dann leerte er seinen Humpen wieder und ward um zwei Fäuste breiter und größer und hub an mit einer rauhen Weinstimme zu singen:

Vor allen Schlössern dieser Zeit
Lob' ich ein Schloß zu Bremen,
In seinen Hallen, hoch und weit,
Darf sich kein Kaiser schämen;
Gar seltsam ist es ausgestaffert,
Mit schmuckem Hausrat ausgeziert,
Doch hat daselbst vor allen
Eine Jungfrau mir gefallen.

Ihr Auge blinkt wie klarer Wein,
Ihre Wangen sind nicht bleiche,
Wie prächtig ihre Kleider sein
Von lauter schwerem Zeuge!
Von Eichenholz ist ihr Gewand,
Von Birkenreifen ihre Band',
Das Nieder, das sie zieret,
Mit Eisen ist geschnüret.

Doch ach, man hat ihr Schlafklosett
Mit Riegeln wohl versehen,
Dort schlummert sie im Rosenbett,
Und ich muß draußen stehen;
Drum poch' ich an die Kammertür:
Steh' auf, mein Schatz, und komm herfür,
Damit ich mit dir löse,
Mach' auf, herzliche Rose.

So steig' ich jede Mitternacht
Zu ihrer Kammer nieder;
Nur einmal hat sie aufgemacht,
Jetzt will sie nimmer wieder;
Und seit ich einmal sie geküßt,
Mein Herz von Sehnsucht trunken ist,
Nur einmal, Rosamunde,
Küß' mich, daß es gesunde.

„Ihr seid ein Schäfer, Herr Bacchus,“ sagte Rosa, als er mit einem zärtlichen Triller geendet hatte. „Ihr wißt wohl, daß mich Bürgermeister und Rat unter gar strenger Klausur halten und nicht erlauben, daß ich mit jedwedem mich einlasse.“

„Aber mir könntest du doch zuweilen dein Kämmerlein öffnen, lieb Röschen!“ flüsterte Bacchus. „Mich gelüstet nach der süßen Speise deines Mundes.“

„Ihr seid ein Schelm,“ rief sie lachend. „Ihr seid ein Türke und habt es mit vielen zugleich; meint Ihr, ich wisse nicht, wie Ihr mit der leichtfertigen Französin scharmiert, mit dem Fräulein von Bordeaux, und mit dem Kreidengesicht, der Champagnerin; geht, geht, Ihr habt einen schlechten Charakter und versteht Euch nicht auf treue deutsche Minne.“

„Ja, das sag' ich auch!“ rief Judas, und fuhr mit der langen knöchernen Hand nach der Hand der Jungfer Rose. „Das sag' ich auch; drum nehmet mich zu Eurem Galan, liebwerteste Jungfer, und lasset den kleinen, nackten Kerl seiner Französin nachziehen.“

„Was?“ schrie der Hölzerne und trank im Zorn einige Maß Wein. „Was? Mit dem jungen Fant von 1726 willst du dich abgeben, Röschen? Pfui, schäme dich; was mein nacktes Kostüm betrifft, Herr Naseweis, so kann ich ebensogut wie er eine Perücke aufsetzen, einen Rock umhängen und einen Degen an die Seite stecken; aber ich trage mich so, weil ich Feuer im Leibe habe und mich nicht friert im Keller. Und was Sie da sagt, Jungfer Rose, mit den Französinen, so ist das gänzlich erlogen. Besucht habe ich sie zuweilen und mich an ihrem Geiste erlustert, aber weiter gar nichts; dir bin ich treu, liebster Schatz, und dir gehört mein Herz.“

„Eine schöne Treue, Gott erbarm's!“ erwiderte die Dame. „Was hört man nur aus Spanien, wie Ihr es dort mit den Frauenzimmern habt? Von der süßlichen Meze, der Xeres, will ich gar nichts sagen, das ist eine bekannte Geschichte, aber wie ist es denn mit der Jungfer Dentilla di Rota, und mit der von San Lukas? Und dann mit der Sennora Ximenes?“

„Alle Teufel, Ihr treibt die Eifersucht auch gar zu weit,“ rief er ärgerlich, „man kann doch alte Verbindungen nicht ganz aufgeben. Und was Sennora Ximenes betrifft, so seid Ihr

sehr ungerecht, ich besuche sie ja nur aus Freundschaft für Euch, weil sie Eure Verwandte ist."

"Was macht Ihr da für Fabeln, — unsere Verwandte?" murmelten Rose und die Zwölfe unter einander. „Wie das?"

"Wißt Ihr denn nicht," fuhr er fort, „daß die Sennora eigentlich eine Rheinländerin ist? Der ehrsame Don Ximenes hat sie heimgeführt als blutjunges Rebstößlein aus dem Rheingau nach seiner Heimat Spanien, und dort hat sie sich angesiedelt und seinen Familiennamen angenommen. Noch jetzt, obgleich sie den süßen, spanischen Charakter angenommen, noch jetzt hat sie große Ähnlichkeit mit Euch, wie die Grundzüge des Gesichtes sich in der Familie nicht ganz verlieren. Dieselbe Farbe und jener süße Duft, jenes feine Aroma ist ihr eigen und macht sie zu Eurer würdigen Base, wertgeschätzte Jungfer Rose."

"Sie soll leben, soll leben!" riefen die Apostel und stießen an, „Base Ximenes in Hispanien soll leben!"

Jungfer Rose mochte ihrem Galan nicht ganz trauen und stieß mit bitter-süßer Miene an; doch schien sie nicht ferner mit ihm hadern zu wollen, sondern sprach weiter: „Und auch ihr, meine lieben Bettern vom Rhein, seid ihr alle hier? Ja, da ist ja mein zarter, feiner Andreas, mein mutiger Judas, mein feuriger Petrus. Guten Abend, Johannes, wische dir den Schlaf fein aus den Augen, du siehst noch ganz trübselig aus; Bartholomäus, du bist unmäßig dick geworden und scheinst träge zu sein. Ha, mein munterer Paulus, und wie fröhlich Jakobus um sich schaut, noch immer der Alte. Aber wie, ihr seid ja zu dreizehn am Tische, wer ist denn der dort in fremder Kleidung, wer hat ihn hierher gebracht?"

Gott, wie erschrak ich! Sie schauten alle verwundert auf mich und schienen mit meiner Anwesenheit nicht ganz zufrieden. Aber ich faßte mir ein Herz und sagte: „Mich gehorsamst der werten Gesellschaft zu empfehlen. Ich bin eigentlich nichts weiter als ein zum Doktor der Philosophie graduirter Mensch

und halte mich gegenwärtig hiesigen Orts in dem Wirtshause zur Stadt Frankfurt auf.“

„Wie wagst du es aber, hieher zu kommen in dieser Stunde, graduiertes Menschenkind?“ sprach Petrus sehr ernst, indem er Blicke aus seinen Feueraugen auf mich sprühte. „Du hättest wohl denken können, daß du nicht in diese noble Sozietät gehörst.“

„Herr Apostel,“ antwortete ich, und weiß heute noch nicht, woher ich den Mut bekam, wahrscheinlich aus dem Wein; „Herr Apostel, das Du verbitte ich mir fürs erste, bis wir weiter bekannt sind. Und was die noble Sozietät betrifft, in die ich gekommen sein soll, so kam sie zu mir, nicht ich zu ihr, denn ich sitze schon seit drei Stunden in diesem Gemach, Herr!“

„Was tut Ihr aber so spät noch im Ratskeller, Herr Doktor?“ fragte Bacchus etwas sanfter als der Apostel. „Um diese Zeit pflegt sonst das Erdenvolk zu schlafen.“

„Euer Erzellenz,“ erwiderte ich, „das hat seinen guten Grund. Ich bin ein portierter Freund des edlen Getränkes, das man hier unten verzapft, habe auch durch die Vergünstigung eines wohllednen Senats die Permissio erhalten, denen Herren Aposteln und der Jungfrau Rose meinen Besuch abzustatten, was ich auch geziemendst getan.“

„Also Ihr trinkt gerne Rheinwein?“ fuhr Bacchus fort; „nun, das ist eine gute Eigenschaft und sehr zu loben in dieser Zeit, wo die Menschen so kalt geworden sind gegen diese goldene Quelle.“

„Ja, der Teufel hole sie all!“ rief Judas. „Keiner will mehr einige Maß Rheinwein trinken, außer hie und da solch ein fahrender Doktor oder vazierender Magister, und diese Hungerleider lassen sich ihn erst noch aufwischen.“

„Muß ganz gehorsamst deprezieren, Herr von Judas,“ unterbrach ich den schrecklichen Rotrock. „Nur einige kleine Versuche habe ich getan mit Dero Rebenblut von 1700 und etlichen Jahren, und den hat mir allerdings der wackere Bürger-

meister einschenken lassen; was Sie aber hier sehen, ist etwas neuer und in barer Münze von mir bezahlt."

"Doktor, ereifert Euch nicht," sagte Frau Rose, "er meint's nicht so böse, der Judas, und er ärgert sich nur und mit Recht, daß die Zeiten so lau geworden."

"Ja!" rief Andreas, der feine, schöne Andreas. "Ich glaube, dieses Geschlecht fühlt, daß es keines edlen Trankes mehr wert ist, drum sollen sie hier ein Geföf von allerlei Schnaps und Sirup brauen, heißen es Chateau-Margaux, Sillery, St. Julien und sonst nach allerlei pompösen Namen und kredenzen es bei ihren Gastmahlen, und wenn sie es saufen, bekommen sie rote Ringe um den Mund, dieweil der Wein gefärbt war, und Kopfweh den andern Tag, weil sie schnöden Schnaps getrunken."

"Ha, was war das für ein anderes Leben," führte Johannes die Rede fort, "als wir noch junge, blutjunge Gesellen waren, Anno 19 und 26. Auch Anno 50 ging es noch hoch her in diesen schönen Hallen. Jeden Abend, es mochte die Sonne scheinen in hellem Frühling, oder schneien oder regnen im Winter, jeden Abend waren die Stübchen dort gefüllt mit frohen Gästen. Hier, wo wir jetzt sitzen, saß in Würde und Hoheit der Senat von Bremen, stattliche Perücken auf dem Haupt, die Wehre an der Seite, Mut im Herzen und jeder einen Römer vor sich."

"Hier, hier, nicht oben auf der Erde, hier war ihr Rathhaus, hier die Halle des Senats; denn hier beim kühlen Weine berieten sie sich über das Wohl der Stadt, über ihre Nachbarn und dergleichen. Wenn sie uneinig in der Meinung waren, so stritten sie sich nicht mit bösen Worten, sondern tranken einander wacker zu, und wenn der Wein ihre Herzen erwärmt hatte, wenn er fröhlich durch ihre Adern hüpfte, da war der Beschluß schnell zur Reife gediehen, sie drückten sich die Hände, sie waren und blieben immer Freunde, weil sie Freunde waren des edlen Weines. Am andern Morgen aber war ihnen ihr Wort heilig, und was sie abends ausgemacht im Keller, das führten sie oben im Gerichtssaal aus."

„Schöne alte Zeiten!“ rief Paulus. „Daher kommt es auch, daß noch heutzutage jeder vom Rat ein eigenes Trinkbüchlein, eine jährliche Weinrechnung hat. Den Herren, die alle Abende hier saßen und tranken, war es nicht genehm, allemal in die Tasche zu fahren und ihr Geldsäcklein heraus zu kriegen. Aufß Kerbholz ließen sie es schreiben, und am Neujahr ward Abrechnung gehalten, und es gibt einige wackere Herren, die noch jetzt oft Gebrauch davon machen, aber es sind deren wenige.“

„Ja, ja, Kinder,“ sprach die alte Rose, „sonst war es anders, so vor fünfzig, hundert, zweihundert Jahren. Da brachten sie abends ihre Weiber und Mädchen mit in den Keller, und die schönen Bremer Kinder tranken Rheinwein oder von unserem Nachbar Moseler und waren weit und breit berühmt durch ihre blühenden Wangen, durch ihre pupurroten Lippen, durch ihre herrlichen blitzenden Augen; jetzt trinken sie allerlei miserables Zeug, als Tee und dergleichen, was weit von hier bei den Chinesen wachsen soll, und was zu meiner Zeit die Frauen tranken, wenn sie ein Hüftlein oder sonstige Beschwer hatten. Rheinwein, echten gerechten Rheinwein können sie gar nicht mehr vertragen; denkt euch ums Himmels willen, sie gießen spanischen Süßen darunter, daß er ihnen munde, sie sagen, er sei zu sauer.“

Die Apostel schlugen ein großes Gelächter auf, in das ich unwillkürlich einstimmen mußte, und Bacchus lachte so gräßlich, daß ihn der alte Balthasar halten mußte.

„Ja, die guten alten Zeiten!“ rief der dicke Bartholomäus. „Sonst trank ein Bürger seine zwei Maß, und es war, als hätt' er Wasser getrunken, so nüchtern blieb er; jetzt wirft sie ein Römer um. Sie sind aus der Übung gekommen.“

„Da trug sich vor vielen Jahren eine schöne Geschichte zu,“ sagte Fräulein Rose und lächelte vor sich hin.

„Erzähle, erzähle, Jungfer Rose, die Geschichte!“ baten alle; sie aber trank bedeutend viel Wein, damit sie eine glatte

Rehle bekam, und hub an: „Anno tausend sechshundert und einige zwanzig, dreißig Jahre war ein großer Krieg in deutschen Landen von wegen des Glaubens; die einen wollten so und die andern anders, und statt daß sie bei einem Glase Wein die Sache vernünftig besprochen hätten, schlugen sie sich die Schädel ein. Albrecht von Wallenstein, des Kaisers Generalfeldmarschall, hauste schrecklich in protestantischen Landen. Des erbarmte sich der Schwedenkönig Gustav Adolf und kam mit vieler Mannschaft zu Roß und zu Fuß. Es wurden viele Bataillen geliefert, sie hezten sich herum am Rhein und an der Donau, geschah aber weiter nicht viel, weder vor- noch rückwärts. Zu der Zeit war Bremen und die andern Hansestädte neutral und wollten es mit keiner Partei verderben. Dem Schweden lag aber daran, durch ihr Gebiet zu ziehen und sich freundlich mit ihnen einzulassen, darum wollte er einen Gesandten an sie schicken. Weil aber im Reich bekannt war, daß man in Bremen alles im Weinkeller verhandle und die Ratsherren und Bürgermeister einen guten Schluß hätten, so fürchtete sich der Schwedenkönig, sie möchten seinem Gesandten gar sehr zusehen mit Wein, daß er endlich betrunken würde und schlechte Bedingungen einginge für die Schweden.

Nun befand sich aber im schwedischen Lager ein Hauptmann vom gelben Regiment, der ganz erschrecklich trinken konnte. Zwei, drei Maß zum Frühstück war ihm ein kleines, und oft hat er abends zum Zuspißen ein halb Smi getrunken und nachher gut geschlafen. Als nun der König voll Besorgnis war, sie möchten im Bremer Ratskeller seinem Gesandten allzusehr zusehen, so erzählte ihm der Kanzler Oxenstierna von dem Hauptmann, Gutekunst hieß er, der so viel trinken könne. Des freute sich der König und ließ ihn vor sich kommen.

Da brachten sie einen kleinen, hageren Mann, der war ganz bleich im Gesicht, hatte aber eine große, kupferrote Nase und hellblaue Lippen, was ganz wunderlich anzusehen war. Der König fragte ihn, wie viel er sich wohl zu trinken getraue,

wenn es recht ernstlich zuginge. O Herr und König, antwortete er, so ernstlich bin ich noch nie daran gekommen, habe mich bis dato auch noch nicht geeicht; der Wein ist nicht wohlfeil, und man kann täglich nicht über sieben, acht Maß trinken, ohne in Schulden zu geraten. — Nun, wie viel meinst du denn führen zu können? fragte der König weiter. Er aber antwortete unerschrocken: Wenn Euer Majestät bezahlen wollen, möchte ich wohl einmal zwölf Mäßen trinken, mein Reitknecht, der Balthasar Ohnegrund, kann es aber noch besser. Da schickte der König auch nach Balthasar Ohnegrund, dem Knecht des Hauptmann Gutekunst, und war der Herr schon blaß gewesen und mager, so war es der Diener noch mehr, der ganz aschenfarb aussah, als hätt' er sein Leben lang Wasser getrunken.

Da ließ nun der König den Hauptmann und Ohnegrund, den Reitknecht, in ein Zelt setzen und einige Fäßlein alten Hochheimer und Nierensteiner anfahren und wollte haben, die beiden sollten sich eichen lassen. Sie tranken von morgens elf Uhr bis abends vier Uhr ein Imi Hochheimer und anderthalb Imi Nierensteiner, und der König ging voll Verwunderung zu ihnen ins Zelt, um zu sehen, wie es mit ihnen stehe. Die beiden Gefellen aber waren wohl auf, und der Hauptmann sagte: So, jetzt will ich einmal die Degenkoppel abschnallen, dann gehts besser! Ohnegrund aber machte drei Knöpfe an seinem Koller auf.

Da entsetzten sich alle, die dies sahen, der König aber sprach: Kann ich bessere Gesandte finden nach der fröhlichen Stadt Bremen, als diese? Und alsobald ließ er dem Hauptmann prächtige Kleider und Waffen geben, wie auch Ohnegrund, dem Reitknecht, denn dieser sollte den Schreiber des Gesandten vorstellen. Der König und der Kanzler unterrichteten den Hauptmann, was er zu sagen hätte bei der Unterhandlung, und nahm beiden das Versprechen ab, daß sie auf der ganzen Reise nur Wasser trinken sollten, damit nachher das Treffen im Keller um so glorreicher würde; Gutekunst aber, der Haupt-

mann, mußte seine rote Nase mit einer künstlichen Salbe anstreichen, auf daß sie weiß ausseh, damit man nicht merke, Welch ein Kunde er sei.

Ganz elendiglich vom vielen Wassertrinken kamen die beiden nach der Stadt Bremen, und nachdem sie bei dem Bürgermeister gewesen, sagte dieser zum Senat: O, was hat uns der Schwede für zwei bleiche, magere Gesellen geschickt; heute abend wollen wir sie in den Ratskeller führen und zudecken. Ich nehme den Gesandten auf mich ganz allein, und der Doktor Schnellpfeffer muß auf den Schreiber. So wurden sie denn abends nach der Betglocke feierlichst in den Ratskeller geführt, der Bürgermeister führte Gutekunsten, den Hauptmann, der Doktor Schnellpfeffer, was auch ein guter Trinker war, führte den Reitknecht am Arm, der als Schreiber angetan sich recht züchtiglich gebärdete; hinter ihnen gingen viele Ratsherren, die zur Verhandlung geladen waren. Hier in diesem Gemach setzten sie sich um den Tisch und verspeisten zuerst Hasenbraten und Schinken und Heringe, um sich zum Trinken zu rüsten. Dann wollte der Gesandte ganz ehrbar mit der Verhandlung anfangen, und sein Schreiber zog Pergament und Feder aus der Tasche; aber der Bürgermeister sprach: Mit nichten also, ihr edlen Herren; so ist es nicht Gebrauch in Bremen, daß man die Sache also trocken abmacht; wollen einander vorerst auch zutrinken nach Sitte unserer Väter und Großväter. — Kann eigentlich nicht viel vertragen, antwortete der Hauptmann, die weil es aber Seiner Magnifizenz also gefällig, will ich ein Schlücklein zu mir nehmen. Nun tranken sie sich zu und hielten ein Gespräch über Krieg und Frieden und über die Schlachten, so geliefert worden; die Ratsherren aber, um den Fremden mit gutem Beispiel voranzugehen, tranken sich weidlich zu und bekamen rote Köpfe. Bei jeder neuen Flasche entschuldigten sich die Fremden, wie sie gar den Wein nicht gewohnt wären und er ihnen zu Kopfe steige; des freute sich der Bürgermeister, trank in seiner Herzenslust ein Paßglas um das andere, so

daß er nicht mehr recht wußte, was zu beginnen. Aber, wie es zu gehen pflegt in diesem wunderbaren Zustande, er dachte: jetzt ist er betrunken, der Gesandte, und auch dem Schreiber hat der Doktor tüchtig zugesezt; und sprach daher: Nun wollen wir anfangen mit unserem Geschäft. Das waren die Fremden zufrieden, taten, wie wenn sie voll Weines wären, und tranken auf ihrer Seite den Herren weidlich zu.

Da wurde nun gesprochen und getrunken, gehandelt und wieder getrunken, bis der Bürgermeister mitten im Satz einschloß und der Doktor Schnelpfeffer unter dem Tische lag. Da kamen denn die andern Ratsherren und tranken den Fremden zu und führten die Verhandlung fort; aber trank der Hauptmann lästerlich, so machte es sein Reitknecht noch schlimmer; fünf Küper mußten immer hin und her laufen und einschenken, denn der Wein verschwand von dem Tisch, als wäre er in den Sand gegossen worden. So geschah es, daß die Gäste nacheinander den ganzen Rat unter den Tisch tranken bis auf einen.

Dieser eine aber war ein großer, starker Mann, mit Namen Walter, von welchem man allerlei sprach in Bremen, und wäre er nicht im Rat gesessen, man hätte ihn längst böser Künste und Zauberei angeklagt. Herr Walter war seines Zeichens eigentlich ein Zirkelschmied gewesen, hatte sich aber hervorgetan in seiner Gilde, war unter die Ältermänner gekommen und nachher in den Senat. Dieser hielt aus bei den Gästen, trank zweimal so viel als beide, so daß ihnen ganz unheimlich wurde, denn er war so verständig wie zuvor, während der Hauptmann schon trübe Augen bekam und glaubte, es gehe ihm ein Rad im Kopfe herum. So oft der Senator Walter ein Paßglas getrunken, fuhr er mit der Hand unter den Hut, und dem Reitknecht kam es vor, als sähe er ein bläuliches Wölkchen, ganz fein wie Nebel, aus seinem rabenschwarzen Haar hervorsteigen. Er trank wacker drauf los, bis der Hauptmann Gutekunst selig entschlief und sein Haupt ganz weich auf des Bürgermeisters Bauch legte.

Da sprach der Senator Walter mit sonderbarem Lächeln zu dem Schreiber des Gesandten: Lieber Geselle, du führst einen mächtigen Zug, ich vermeine aber, daß du mit dem Rosstriegel besser fortkommst als mit der Feder. Da erschraf der Schreiber und sprach: Wie meinet Ihr dies, Herr? Ich will nicht hoffen, daß Ihr mir Hohn sprechen wollt; bedenket, daß ich Seiner Majestät Gesandtschaftsschreiber bin.

Hoho! rief der andere mit schrecklichem Lachen, seit wann haben denn ordentliche Gesandtschaftsschreiber solche Rittel an und führen solche Federn bei der Sitzung? Da sah der Reitknecht auf sein Kleid und bemerkte mit großem Schrecken, daß er seinen gewöhnlichen Stallkittel an habe, er sah auf seine Hand, und siehe da, statt der Feder hielt er eine ganz gemeine Kratzbürste. Da entsetzte er sich und sah sich verraten und wußte nicht, wie ihm geschah. Herr Walter aber lächelte seltsam und höhnisch und trank ihm einen Humpen von andert-halb Maß zu auf einen Zug, fuhr dann mit der Hand hinter die Ohren, und der Reitknecht sah ganz deutlich, wie ein feiner Nebel aus seinem Kopfe kam. Gott soll mich bewahren, Herr! daß ich fürder mit Euch trinke, rief er; Ihr seid ein Schwarzkünstler, wie ich nun vermute, und könnt mehr als Brot essen.

Darüber wäre noch vielerlei zu sagen, antwortete Walter ganz ruhig und freundlich; aber es würde dir auch nicht viel helfen, wertgeschätzter Stallknecht und Rosklamm, wenn du mir fürder zusehdest mit Trinken, mich trinkst du nicht unter den Tisch, wasmaßen ich einen kleinen Hahn in mein Gehirn geschraubt habe, durch welchen der Weindunst wieder herausfährt. Schau zu! Dabei trank er ein großes Paßglas aus, wandte seinen Kopf herüber zu dem Reitknecht Ohnegrund, strich sein Haar zurück, und siehe da, in seinem Kopf steckte ein kleiner silberner Hahn, wie an einem Faß; da drehte er den Zapfen um, und ein bläulicher Dunst strömte hervor, so daß ihm der Weingeist keine Beschwerden machte in der Hirnkammer.

Da schlug der Reitknecht vor Verwunderung die Hände zusammen und rief: Das ist einmal eine schöne Erfindung, Herr Zauberer! Könntet Ihr mir nicht auch so ein Ding an den Kopf schrauben, um Geld und gute Worte? Nein, das geht nicht, antwortete jener bedächtig; da seid Ihr nicht erfahren genug in geheimer Wissenschaft; aber ich habe Euch lieb gewonnen wegen Eurer absonderlichen Kunst im Trinken, darum möchte ich Euch gerne dienen, wo ich kann. Zum Beispiel, es ist gegenwärtig die Stelle des Kellermeisters vakant allhier. Balthasar Ohnegrund, verlaß den Dienst dieser Schweden, wo es doch mehr Wasser als Wein gibt, und diene dem wohlledlen Rat dieser Stadt: wenn wir auch einige Lasten Wein mehr brauchen des Jahres, die du heimlich saufest, das tut nichts, ein solcher Kapitalkerl hat uns längst gefehlt: Balthasar Ohnegrund, ich mache dich morgen zum Kellermeister, wenn du willst. Willst du nicht, so ist's auch gut; dann weiß aber morgen die ganze Stadt, daß uns der Schwede einen Reitknecht als Schreiber geschickt. Dieser Vorschlag mundete dem Balthasar wie edler Wein; er tat einen Blick in dieses unermessliche Weinreich, schlug sich auf den Magen und sagte: Ich will's tun. Nachher machten sie noch allerlei Punkte aus, wie es gehalten werden solle nach Ohnegrunds zeitlichem Hinscheiden mit seiner armen Seele. Er wurde Kellermeister, der Hauptmann Gutekunst aber zog mit zweideutigen Bedingungen ab ins schwedische Lager, und als nachher die Kaiserlichen in die Stadt kamen, war der Bürgermeister und Senat froh, daß sie sich mit dem Schweden nicht zu tief eingelassen, obgleich keiner recht wußte, wie es so gekommen war."

So erzählte die Rose, die Apostel und ich dankten ihr und lachten sehr über die beiden Gesandten; Paulus aber fragte: „Und Balthasar Ohnegrund, der wackere Kunde, was ist aus ihm geworden? Blieb er Kellermeister?“ Die Rose aber wandte sich um mit Lächeln, deutete auf eine Ecke des Gemachs und sagte: „Dort sitzt er ja noch wie vor zweihundert Jahren,

der wackere Zecher.“ Mir graute, als ich hinsah. Eine bleiche, abgehärmte Gestalt saß in der Ecke, schluchzte und weinte sehr und trank dazu sehr viel Rheinwein. Aber es war niemand anderes, als eben der Kellermeister Balthasar, der aus Unser Lieben Frauen Kirchhof herabgekommen war, nachdem ihn Matthäus aus dem Schlaf geschellt.

„Nun, alter Balthasar,“ rief ihm Jakobus zu. „Du hast also als Reitknecht gedient beim Hauptmann Gutekunst und warst sogar Gesandtschaftsschreiber oder Sekretär, ehe du Kellermeister wurdest? Was machte denn der Herr, so den Hahnen im Hirnkasten hatte, für Bedingnisse?“

„O Herr!“ stöhnte der alte Kellermeister aus tiefer Seele, und es war, als ob ihn der ewige Tod auf dem Fagott begleitete, so greulich tönte es aus seiner Brust, „o Herr! fordert nicht von mir, daß ich es sage.“

„Heraus damit!“ schrien die Apostel. „Was wollte der mit dem Spiritusableiter? Der Weingeistschröpfer, was wollte er?“

„Meine Seele.“

„Armer Kerl,“ sagte Petrus sehr ernst. „Und um was wollte er deine arme Seele?“

„Am Wein,“ murmelte er dumpf, und mir war es, als ob eine Stimme ohne Hoffnung spräche.

„Rede deutlicher, Alter, wie hat er es gemacht mit deiner Seele?“ Er schwieg lange; endlich sprach er: „Warum dies erzählen, ihr Herren? Es ist grausig, und ihr versteht doch nicht, was es heißt, eine Seele verlieren.“

„Wohl wahr,“ sprach Paulus. „Wir sind fröhliche Geister und schlummern im Weine, und freuen uns ewiger ungetrübter Herrlichkeit und Freude. Darum kann uns aber auch kein Grauen anwandeln, denn wer hat Macht über uns, daß er uns elend mache oder uns schrecke? Darum erzähle!“

„Aber es sitzt ein Mensch am Tisch, der kann es nicht vertragen,“ sprach der Tote; „vor ihm darf ich es nicht sagen.“

„Nur zu, immer zu,“ erwiderte ich, an allen Gliedern schauernd, „ich kann eine hinlängliche Dosis Schauerliches ertragen, und was ist es am Ende, als daß Euch der Teufel geholt?“

„Herr, es wäre Euch besser, Ihr betetet,“ murmelte der Alte. „Aber Ihr wollt es so haben, so höret: Der Mensch, der in jener Nacht in diesem Zimmer bei mir saß — es war ein böses Ding mit ihm — der hatte seine Seele dem Bösen verhandelt, und es war dabei bedingt, daß er sich loskaufen könnte durch eine andere Seele. Schon viele hatte er auf dem Korn gehabt, aber allemal waren sie ihm wieder entgangen. Mich faßte er besser. Ich war wild aufgewachsen ohne Unterricht, und das Leben im Kriege ließ mich nicht viel nachdenken. Wenn ich so über ein Schlachtfeld ritt und der Mondschein herabfiel und Freund und Feind niedergemähet dalagen, da dachte ich: sie sind jetzt halt tot und leben nicht mehr. Von der Seele hielt ich nicht viel und von Himmel und Hölle hielt ich noch weniger. Aber weil man so kurz lebt, wollt' ich's Leben recht genießen, und Wein und Spiel waren mein Element. Das hatte mir der Höllenknecht abgemerkt und sprach zu mir in jener Nacht: So zwanzig, dreißig Jahre zu leben in diesem Kellerreich, in diesem Weinhimmel zu trinken nach Herzenslust, nicht wahr, Balthasar, das müßte ein Leben sein? — Ja, Herr, sprach ich, aber wie könnte ich dies verdienen? — An was liegt dir mehr, fuhr er fort, hier recht zu leben nach Herzenslust auf der Erde, hier im Keller, oder an den Geschichten, die sich nachher begeben, wo man gar nicht weiß, ob man nur noch lebt und Wein trinkt? Ich tat einen gräßlichen Schwur und sagte: Meine Gebeine werden dahin fahren, wo die Gebeine meiner Gefellen liegen. Ist der Mensch tot, so fühlt er nicht und denkt nicht. Habe es an manchem Kameraden erlebt, dem die Kugel das Hirn zerschmetterte, darum will ich leben und lustig sein. Er aber sprach zu mir: Wenn du Verzicht leisten willst auf das, was nachher kommt, so ist es ein leichtes, dich

hier zum Kellermeister zu machen; schreib nur deinen Namen in dies Büchlein und tu einen recht tüchtigen Schwur dazu. — Was nachher mit mir geschieht, das kümmert mich nicht, sprach ich; Kellermeister will ich hier sein immerdar und ewiglich, so lang' ich bin, und der Teufel, oder wer will, kann das andere haben, alles, wenn sie mich einst einscharren.

Als ich so gesprochen, waren wir nicht mehr zu zwei, sondern ein dritter saß neben mir und hielt mir das Büchlein hin zum Unterschreiben. Der aber, der dies tat, war nicht der Zirkelschmied, sondern ein anderer.“

„Wer war es denn? Sag an!“ riefen die Apostel ungeduldig.

Die Augen des alten Kellermeisters funkelten greulich, und seine bleichen Lippen bebten. Er setzte mehreremal an, um zu sprechen, aber ein Krampf schien ihm die Kehle zuzuschnüren. Da blickte er auf einmal fest und mutig in eine dunkle Ecke, trank sein Glas aus und warf es an die Erde. „Was hilft alle Reue, alter Balthasar!“ sprach er, indem große Tränen in seinen Wimpern hingen. „Der bei mir saß — war der Teufel.“

Es war bei diesen Worten unheimlich, bis zur Verzweiflung unheimlich in dem Gemach. Die Apostel schauten ernst und schweigend in ihre Römer, Bacchus hatte das Gesicht in die Hände gedrückt, und die Rose war bleich und stille. Kein Atemzug rührte sich, man hörte nur, wie in dem Totenkopf des Alten die Zähne schauernd aneinander klapperten.

„Mein Vater hatte mich gelehrt, meinen Namen zu schreiben, als ich noch ein kleiner, frommer Knabe war. Ich unterschrieb ihn ins Buch, das mir der andere mit seinen Krallen vorhielt. Von da an ging mir ein Leben auf in Saus und Braus. In ganz Bremen gab es keinen Mann so fröhlich als den Kellermeister Balthasar, und getrunken habe ich, was der Keller Gutes und Köstliches hatte. Zur Kirche ging ich nie, sondern wenn sie zusammenläuteten, schritt ich hinab zum

besten Faß und schenkte mir ein nach Herzenslust. Als ich alt wurde, kam oft ein Grauen über mich, und es fröstelte mir durch die Glieder, wenn ich ans Sterben dachte. Hatte zwar kein Weib, das um mich jammerte, aber auch keine Kinder, die mich trösteten; da trank ich denn, wenn die Todesgedanken über mich kamen, bis ich von Sinnen war und schlief. So trieb ich's lange Jahre, mein Haar ward grau, meine Glieder schwach, und ich sehnte mich zu schlafen im Grabe. Da war mir eines Tages, als sei ich erwacht und könne doch nicht recht erwachen. Die Augen wollten sich nicht aufthun, die Finger waren steif, als ich mich aus dem Bette heben wollte, und die Beine lagen starr wie ein Stück Holz. An mein Bett aber traten Leute, betasteten mich und sprachen: Der alte Balthasar ist tot.

Tot, dachte ich und erschrak, tot und nicht schlafen? Tot bin ich und denke? Mich erfaßte eine unnennbare Angst, ich fühlte, wie mein Herz stille stand und wie sich doch etwas in mir regte und in sich zusammenzog und bange war. Das war mein Körper nicht, denn er lag steif und tot, was war es denn?"

"Deine Seele!" sprach Petrus dumpf. "Deine Seele!" flüsternten die andern ihm nach.

"Da maßen sie meine Länge und Breite, um die sechs Brettlein fertig zu machen, und legten mich hinein und ein hartes Rissen von Hobelspänen unter meinen Schädel, und nagelten die Bahre zu, und meine Seele wurde immer ängstlicher, weil sie nicht schlafen konnte. Dann hörte ich die Totenglocke läuten auf der Domkirche, sie hoben mich auf, und kein Auge weinte um mich. Sie trugen mich auf Unser Lieben Frauen Kirchhof, dort hatten sie mein Grab gegraben, noch höre ich die Seile schwirren, die sie heraufgezogen, als ich unten lag; dann warfen sie Steine und Erde herab, und es ward stille um mich her.

Aber meine Seele zitterte heftiger, als es Abend wurde, als es zehn Uhr, elf Uhr schlug auf allen Glocken. Wie wird

es dir gehen? dachte ich bei mir. Ich wußte noch ein Gebetlein aus alter Zeit, das wollte ich sprechen, aber meine Lippen standen still. — Da schlug es zwölf Uhr, und mit einem Ruck war die schwere Grabesdecke abgerissen, und auf meinen Sarg geschah ein schrecklicher Schlag.“

Ein Schlag, daß die Hallen dröhnten, sprengte jetzt eben die Türe des Gemaches auf, und eine große, weiße Gestalt erschien auf der Schwelle. Ich war durch Wein und die Schrecknisse dieser Nacht so exaltiert und außer mir selbst gebracht, daß ich nicht aufschrie, nicht aufsprang, wie wohl sonst geschehen wäre, sondern geduldig das Schreckliche anstarrte, das jetzt kommen sollte. Mein erster Gedanke war nämlich: „Jetzt kommt der Teufel.“

Habt ihr je im Don Juan jenen bangen Moment geschaut, wo Tritte dumpf und immer näher tönen, wo Leporello schreiend zurückkommt und die Statue des Gouverneurs, ihrem Streitroß auf dem Monument entstiegen, zum Gastmahl kommt? Riesen groß, mit abgemessenem, dröhnendem Schritt, ein ungeheures Schwert in der Hand, gepanzert, aber ohne Helm, trat die Gestalt ins Gemach. Sie war von Stein, das Gesicht steif und seelenlos. Aber dennoch tat sich der steinerne Mund auf und sprach: „Gott grüß euch, vielliebe Neben vom Rheine. Muß doch das schöne Nachbarskind besuchen an ihrem Jahrestag. Gott grüß Euch, Jungfrau Rose. Darf ich auch Platz nehmen in Eurem Belaggaden?“

Sie schauten alle verwundert nach der riesigen Statue. Frau Rose aber brach das Stillschweigen, schlug vor Freude die Hände zusammen und schrie: „Ei, du meine Güte! 's ist ja der steinerne Roland, so seit vielen hundert Jahren auf dem Domhofs in der lieben Stadt Bremen steht. Ei, das ist schön, daß Ihr uns die Ehre antut, Herr Ritter: leget doch Schild und Schwert ab und machet es Euch bequem; wollet Ihr Euch nicht obenan setzen, an meine Seite? O Gott, wie mich das freut!“

Der hölzerne Weingott, so indessen wieder um ein Erfleckliches gewachsen, warf mürrische Blicke bald auf den steinernen Roland, bald auf die naive Dame seines Herzens, die ihre Freude so laut und unverhohlen ausgelassen. Er murmelte etwas von ungebetenen Gästen und strampelte ungeduldig mit den Beinen. Aber Rose drückte ihm unter dem Tische die Hand und beschwichtigte ihn durch süße Blicke. Die Apostel waren näher zusammengerückt und hatten dem steinernen Gast einen Stuhl neben dem alten Fräulein eingeräumt. Er legte Schwert und Schild in die Ecke und setzte sich ziemlich ungelent auf das Stühlchen, aber ach, dies war für ehrsame Bremer Stadtkinder und nicht für einen steinernen Riesen gemacht; es knackte, als er sich setzte, morsch zusammen, und so lang er war, lag er im Gemach.

„Schnödes Geschlecht, das solche Hütschen zimmert, worauf zu meiner Zeit nicht einmal ein zartes Fräulein hätte sitzen können, ohne mit dem Sitz durchzubrechen!“ sagte der Heros und stand langsam auf; der Kellermeister Balthasar aber rollte ein Halbeimerfaß herbei an den Tisch und lud den Ritter ein, Platz zu nehmen. Es knackten nur ein paar Dauben, als er sich setzte, aber das Faß hielt aus. Dann bot ihm der Kellermeister ein großes Römerglas mit Wein, er faßte es mit der breiten, steinernen Faust, aber krach! war es entzwei, daß ihm der Wein über die Finger lief. „Ei, Ihr hättet auch die Handschuhe von Stein füglich ablegen können,“ sprach Balthasar ärgerlich und kredenzte ihm einen silbernen Becher, so ein Maß hielt und in früherer Zeit Tummler genannt wurde. Der Ritter faßte ihn, drückte nur einige unbedeutende Buckeln in den Becher, sperrte das steinerne Maul auf und goß den Wein hinab.

„Wie mundet Euch der Wein?“ fragte Bacchus den Gast; „Ihr habt wohl lange keinen getrunken?“

„Er ist gut, bei meinem Schwert! Sehr gut! Was ist es für Gewächs?“

„Roter Ingelheimer, gestrenger Herr!“ antwortete der Kellermeister.

Das steinerne Auge des Ritters bekam Leben und Glanz, als er dies hörte, die gemeißelten Züge verschönerte ein sanftes Lächeln, und vergnüglich schaute er in den Becher.

„Ingelheim! du süßer, traurer Name!“ sprach er. „Du edle Burg meines ritterlichen Kaisers; so nennt man noch also in dieser Zeit deinen Namen, und die Reben blühen noch, die Karl einst pflanzte in seinem Ingelheim! Weiß man denn auch von Roland noch etwas auf der Welt und von dem großen Carolus, seinem Meister?“

„Das müßt Ihr den Menschen dort fragen,“ erwiderte Judas, „wir geben uns mit der Erde nicht mehr ab. Er nennt sich Doktor und Magister und muß Euch Bescheid geben können über sein Geschlecht.“

Der Riese richtete sein Auge fragend auf mich, und ich antwortete: „Edler Paladin! Zwar ist die Menschheit in dieser Zeit lau und schlecht geworden, ist mit dem hohlen Schädel an die Gegenwart genagelt und blickt nicht vor-, nicht rückwärts; aber so elend sind wir doch nicht geworden, daß wir nicht der großen, herrlichen Gestalten gedächten, die einst über unsere Vatererde gingen und ihren Schatten werfen noch bis zu uns. Noch gibt es Herzen, die sich hinüberretten in die Vergangenheit, wenn die Gegenwart zu schal und trübe wird, die höher schlagen bei dem Klang großer Namen und mit Achtung durch die Ruinen wandeln, wo einst der große Kaiser saß in seiner Zelle, wo seine Ritter um ihn standen, wo Eginhardt bedeutungsvolle Worte sprach und die traute Emma dem treuesten seiner Paladine den Becher kredenzte. Wo man den Namen Eures großen Kaisers ausspricht, da ist auch Roland unvergessen, und wie Ihr ihm nahestandet im Leben, so enge seid Ihr mit ihm verbunden in Lied und Sage und in den Bildern der Erinnerung. Der letzte Ton Eures Hifthorns tönt noch immer aus dem Tal von Ronceval durch

die Erde und wird tönen, bis er sich in die Klänge der letzten Posaune mischt."

„So haben wir nicht vergebens gelebt, alter Karl!“ sprach der Ritter, „die Nachwelt feiert unsern Namen.“

„Ha!“ rief Johannes feurigen Mutes; „diese Menschen wären auch wert, Wasser aus dem Rheine zu saufen statt des Rebenblutes seiner Hügel, wenn sie den Namen des Mannes vergessen hätten, der zuerst die Reben pflanzte im Rheingau. Auf, ihr trauten Gefellen und Apostel, stoßet an, unser herrlicher Stammvater lebe, es lebe Kaiser Karl der Große!“

Die Römer klangen, aber Bacchus sprach: „Ja, es war eine schöne, herrliche Zeit, und ich freue mich ihrer wie vor tausend Jahren. Wo jetzt die wundervollen Weingärten stehen vom Ufer bis hinauf an die Rücken der Berge und hinauf und hinab im Rheintal Traube an Traube sich schlingt, da lag sonst wüster, düsterer Wald. Da schaute einst Kaiser Karl aus seiner Burg in Ingelheim an den Bergen hin, er sah, wie die Sonne schon im März so warm diesen Hügel begieße und den Schnee hinabrolle in den Rhein, wie so frühe die Bäume dort sich belauben und das junge Gras dem Frühling voraneile aus der Erde. Da erwachte in ihm der Gedanke, Wein zu pflanzen, wo sonst der Wald lag.

Und ein geschäftiges Leben regte sich im Rheingau bei Ingelheim, der Wald verschwand, und die Erde war bereit, den Weinstock aufzunehmen. Da schickte er Männer nach Ungarn und Spanien, nach Italia und Burgund, nach der Champagne und nach Lothringen und ließ Reben herbeibringen und senkte die Reiser in der Erde Schoß.

Da freute sich mein Herz, daß er mein Reich ausbreite im deutschen Lande, und als dort die ersten Reben blühten, zog ich ein im Rheingau mit glänzendem Gefolge; wir lagerten auf den Hügeln und schafften in der Erde und schafften in den Lüften, und meine Diener breiteten die zarten Netze aus und fingen den Frühlingstau auf, daß er den Reben nicht schade;

sie stiegen hinauf und brachten warme Sonnenstrahlen nieder, die sie sorgsam um die kleinen Beerlein gossen, schöpften Wasser im grünen Rhein und tränkten die zarten Wurzeln und Blätter. Und als im Herbst das erste zarte Kind des Rheingaues in der Wiege lag, da hielten wir ein großes Fest und luden alle Elemente zur Feier ein. Und sie brachten köstliche Geschenke und legten sie dem Kindlein als Angebinde in die Wiege. Das Feuer legte seine Hand auf des Kindes Auge und sprach: Du sollst mein Zeichen an dir tragen ewiglich; ein reines, mildes Feuer soll in dir wohnen und dich wert machen vor allen andern. Und die Luft in zartem, goldenem Gewande kam heran, legte ihre Hand auf des Kindes Haupt und sprach: Zart und leicht sei deine Farbe, wie der goldene Saum des Morgens auf den Hügeln, wie das goldene Haar der schönen Frauen im Rheingau. Und das Wasser rauschte heran in silbernen Kleidern, bückte sich auf das Kind und sprach: Ich will deinen Wurzeln immer nahe sein, daß dein Geschlecht ewig grüne und blühe und sich ausbreite, so weit mein Rheinstrom reicht. Aber die Erde kam und küßte das Kindlein auf den Mund und wehte es an mit süßem Atem. Die Wohlgerüche meiner Kräuter, sprach sie, die herrlichsten Düfte meiner Blumen habe ich für dich gesammelt zum Angebinde. Die köstlichsten Salben aus Umbra und Myrrhen werden gering sein gegen deine Düfte, und deine lieblichsten Töchter wird man nach der Königin der Blumen heißen — die Rosen.

So sprachen die Elemente; wir aber jubelten über die herrlichen Gaben, schmückten das Kindlein mit frischem Weinlaub und schickten es dem Kaiser in die Burg. Und er erstaunte über die Herrlichkeit des Rebenkindes, hat es fortan gehegt und gepflegt und die Rebe am Rhein seinen herrlichsten Schätzen gleich geachtet.“

„Andreas!“ rief Jungfrau Rose. „Lieber Better, du hast solch eine schöne, zarte Stimme, willst du nicht singen zum Ruhme des Rheingaues und seiner Weine?“

„Wenn es Euch erheitert, edle Jungfrau, und Euch nicht Beschwerde macht, edler Bacchus, wie auch Euch nicht unangenehm ist, mein Herr und Ritter Roland, so will ich eines singen.“ Und er sang eine schöne Weise voll zarter Töne und Worte, klangvoll und zierlich gefüget, so, daß man wohl merken konnte, es sei ein Lied eines alten Meisters von 1400 oder 1500. Verflagen sind seine Worte aus meinem Gedächtnis, aber seine Weise möchte ich doch wohl finden, denn sie war einfach und schön, und Petrus begleitete ihn mit einem sonoren, herrlichen Sekund. Die Lust des Gesanges schien über alle herabzukommen, denn als Andreas geendet, sang Judas unaufgefordert ein Lied, und ihm folgten die übrigen. Selbst Rose, so sehr sie sich zierte, mußte ein Lied von 1615 singen, das sie mit angenehmer, etwas zitternder Stimme vortrug. Mit dröhnendem Bass sang Roland eine Kriegshymne der Franken, von welcher ich nur einige Worte verstand, und endlich, als sie alle gesungen, schauten sie auf mich, und Rose nickte mir zu, etwas zu singen. Da hub ich denn an:

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben,
Da wächst ein deutscher Wein;
Da wachsen sie am Ufer hin und geben
Uns diesen Labewein.

Sie lauschten, als sie diese Worte hörten, sie nickten sich zu und rückten näher zusammen; und die Entfernteren streckten die Köpfe vor, als wollten sie kein Wort verlieren. Mutiger erhob ich meine Stimme, lauter und immer lauter war mein Gesang, denn es wogte in mir wie Begeisterung, vor solchem Publikum zu singen. Die alte Rose nickte den Takt mit dem Kopfe und summtete den Chorus leise, leise mit, und Freude und Stolz blickten aus den Augen der Apostel. Und als ich geendet, drängten sie sich zu, drückten mir die Hände, und Andreas hauchte einen Kuß auf meine Lippen.

„Doktor!“ rief Bacchus, „Doktor, welch ein Lied! Wie geht einem da das Herz auf! Herzensdoktor, hast du das Lied gedichtet in deinem eigenen graduierten Gehirn?“

„Nein, Euer Exzellenz! solch ein Meister des Gesanges bin ich nicht. Aber den, der es gedichtet, haben sie längst begraben; er hieß Matthias Claudius!“

„Sie haben — einen guten Mann begraben,“ sagte Paulus. „Wie klar und munter ist dies Lied, so klar und helle wie echter Wein, so mutig und munter wie der Geist, der im Weine wohnt, und gewürzt mit Scherz und Laune, die wie ein würziger Duft aus dem Römer steigen; der Mann hat gewiß verstanden, welch gutes Ding es um ein Glas lautern Weines ist.“

„Herr, er ist lange tot, das weiß ich nicht, aber ein anderer großer Sterblicher hat gesagt: Guter Wein ist ein gutes, gefelliges Ding, und jeder Mensch kann sich wohl einmal von ihm begeistern lassen! Und ich denke, der alte Matthias hat auch so gedacht unter guten Freunden, hätte ja sonst solch ein schönes Lied nicht machen können, das noch heute alle fröhlichen Menschen singen, die im Rheingau wandeln oder edlen Rheinwein trinken.“

„Singen sie das?“ rief Bacchus. „Nun seht, Doktor, das freut mich, und so gar miserabel muß Euer Geschlecht doch nicht geworden sein, wenn sie so klare, schöne Lieder haben und singen.“

„Ach, Herr!“ sprach ich bekümmert. „Es gibt der Überschwenglichen gar viele, das sind die Pietisten in der Poesie und wollen solch Lied gar nicht für ein Gedicht gelten lassen, wie manchen Frömmern das Vaterunser nicht mystisch genug zum Beten ist.“

„Es hat zu jeder Zeit Narren gegeben, Herr!“ erwiderte mir Petrus. „Und jeder fegt am besten vor seiner eigenen Türe. Aber weil wir gerade bei Seinem Geschlecht sind, erzähl' Er uns doch, wie es auf der Erde ging im letzten Jahr?“

„Wenn es die Herren und Damen interessiert“ — sprach ich zögernd.

„Immer zu,“ rief Roland, „wegen meiner könntet Ihr die letzten fünfhundert Jahre erzählen, denn auf meinem Domhof sehe ich nichts als Zigarrenmacher, Weinbrauer, Pfarrer und alte Weiber.“ Auch die übrigen stimmten mit ein; ich hub also an: „Was zuerst die deutsche Literatur betrifft —“

„Halt, manum de tabula!“ rief Paulus. „Was scheren wir uns um Euer miserables Geschmier, um Eure kleinlichen, etelhaften Gassenstreite und Kneipenraufereien, um Eure Poetaster, Afterspropheten und —“

Ich erschrak; wenn diesen Leuten nicht einmal unsere wunderherrliche, magnifike Literatur interessant war, was konnte ich ihnen denn sagen? Ich besann mich und fuhr fort: „Offenbar hat Ioko im letzten Jahre, was das Theater anbelangt —“

„Theater? Geht mir weg!“ unterbrach Andreas. „Was sollen wir von Euren Puppenspielen, Marionettenkomödien und sonstigen Torheiten hören! Meinet Ihr etwa, uns komme viel darauf an, ob einer Eurer Lustspieldichter ausgepiffen wurde oder nicht? Habt Ihr denn dermalen gar nichts Interessantes, nichts Welthistorisches, das Ihr etwa erzählen könntet?“

„Ach, daß Gott erbarm,“ erwiderte ich, „bei uns ist die Welthistorie ausgegangen, wir haben in diesem Fach nur noch den Bundestag in Frankfurt. Bei unsern Nachbarn höchstens gibt es noch hin und wieder etwas; zum Beispiel in Frankreich haben die Jesuiten wieder Macht gewonnen und das Zepter an sich gerissen, und in Rußland sollte es eine Revolution geben.“

„Ihr verwechselt die Namen, Freund!“ sagte Judas, „Ihr wolltet sagen, in Rußland sind die Jesuiten wieder eingezogen, und in Frankreich sollte es eine Revolution geben.“

„Mit nichten, Herr Judas von Ischariot,“ antwortete ich, „so ist es, wie ich gesagt.“

„Ei der tausend!“ murmelten sie nachdenklich, „das ist ja ganz sonderbar und verkehrt!“ — „Und,“ fragte Petrus, „Krieg gibt es nicht?“

„Ein klein wenig, wird aber bald vollends zu Ende sein, in Griechenland, gegen die Türken.“

„Ha! das ist schön,“ rief der Paladin und schlug mit der steinernen Faust auf den Tisch. „Hat mich schon vor vielen Jahren geärgert, daß die Christenheit so schnöde zuschaute, wie der Muselman dies herrliche Volk in Banden hielt; das ist schön, wahrlich! Ihr lebet in einer schönen Zeit, und Euer Geschlecht ist edler, als ich dachte. Also die Ritter von Deutschland und Frankreich, von Italien, Spanien und England sind ausgezogen, wie einst unter Richard Löwenherz, die Ungläubigen zu bekämpfen? Die Genueser Flotte schifft im Archipel, die Tausende der Streiter überzusetzen, die Driflamme naht sich Stambuls Küsten, und Österreichs Banner weht im ersten Reihen? Ha! zu solchem Kampfe möchte ich selbst noch einmal mein Roß besteigen, mein gutes Schwert Durande ziehen und in mein Hifthorn stoßen, daß alle Helden, die da schlafen, aufstünden aus den Gräbern und mit mir zögen in die Türken Schlacht.“

„Edler Ritter,“ antwortete ich und errötete vor meiner Zeit, „die Zeiten haben sich geändert. Ihr würdet wahrscheinlich als Demagoge verhaftet werden bei solchen Umständen und Verhältnissen, denn weder Habsburgs Banner noch die Driflamme, weder Englands Harfe noch Spaniens Löwen sieht man in jenen Gefechten.“

„Wer ist es denn, der gegen den Halbmond schlägt, wenn es nicht diese sind?“

„Die Griechen selbst.“

„Die Griechen? Ist es möglich?“ rief Johannes. „Und die andern Staaten, wo sind denn diese beschäftigt?“

„Noch haben sie Gesandte bei der Pforte.“

„Mensch, was sagst du?“ sprach Roland starr vor Staunen. „Kann man es ignorieren, wenn ein Volk um seine Freiheit

kämpft? Heilige Jungfrau, was ist dies für eine Welt! Wahrlich, das möchte einen Stein erbarmen!" Er quetschte im Zorn, während er die letzten Worte sprach, den silbernen Becher wie dünnes Zinn zusammen, daß der Wein darin an die Decke spritzte, fuhr rasselnd auf vom Tisch, nahm seine Tartsche und sein langes Schwert und schritt düster mit dröhnenden Schritten aus dem Gemach.

"Ei, was ist der steinerne Roland für ein zorniger Kumpen!" murmelte Rose, nachdem er die Pforte klirrend zugeworfen, indem sie etliche Weintropfen, die sie benehnten, vom Busentuch abschüttelte. "Will der steinerne Narr auf seine alten Tage noch zu Felde ziehen! Wenn er sich sehen ließe, sie stecken ihn gleich ohne Barmherzigkeit als Flügelmann unter die Brandenburger Grenadiere, denn die Größe hat er."

"Jungfer Rose," erwiderte ihr Petrus, "zornig ist er, das ist wahr, und er hätte können auf andere Weise davongehen; aber bedenket, daß er einst Furioso, wahnsinnig war und noch ganz andere Sachen getan als silberne Becher zerquetscht und Frauenzimmer mit Wein besudelt. Und genau beim Lichte besehen, kann ich ihm seinen Unmut auch nicht verdenken; war er doch auch einmal ein Mensch und dazu ein herrlicher Paladin des großen Kaisers, ein tapferer Ritter, der, wenn es Karl gewollt hätte, allein gegen tausend Muselmanen zu Felde gezogen wäre. Da hat er sich denn geschämt und ist unmutig geworden."

"Laßt ihn laufen, den steinernen Recken!" rief Bacchus, "hat mich geniert, der Bursche, hat mich geniert. Er paßt nicht unter uns, der Lümmel von zehn Schuh, er sah immer höhnisch auf mich herab. Die ganze Freudigkeit und mein Vergnügen hätt' er gestört. Wir wären nicht zum Tanzen gekommen, nur weil er mit seinen steifen, steinernen Beinen keinen tüchtigen Hopsen hätte riskieren können, ohne elend umzustülpen."

"Ja tanzen, heisa, tanzen!" riefen die Apostel; "Balthasar spiel' auf, spiel' auf!"

Judas stand auf, zog ungeheure Stülphandschuhe an, die ihm beinahe bis zum Ellbogen reichten, trat zierlich an die Jungfrau heran und sagte: „Ehrenfeste und allerschönste Jungfer Rose, dürfte ich mir die absonderliche Ehre ausbitten, mit Ihr den ersten —“

„Manum de —“ unterbrach ihn Bacchus pathetisch. „Ich bin es, der den Ball arrangiert hat, und ich muß ihn eröffnen. Tanze Er, mit wem Er will, Meister Judas, mein Röschen tanzt mit mir. Nicht wahr, Schärerl?“

Sie machte errötend einen Knix zur Bejahung, und die Apostel lachten den Judas aus und verhöhnten ihn. Mir aber winkte der Weingott heroisch zu. „Versteht Er Musik, Doktor?“ fragte er.

„Ein wenig.“

„Taktfest?“

„O ja, taktfest wohl.“

„Nun, so nehme Er dies Fäßlein da, setze Er sich neben Balthasar Ohnegrund, unseren Kellermeister und Zinkenisten, nehme Er diese hölzernen Rüperhämmer zur Hand und begleite jenen mit der Trommel.“

Ich staunte und bequeme mich. War aber schon meine Trommel etwas außergewöhnlich, so war Balthasars Instrument noch auffallender. Er hielt nämlich einen eisernen Hahn von einem achtfudrigen Faß an den Mund wie eine Klarinette. Neben mich setzten sich noch Bartholomäus und Jakobus mit ungeheuren Weintrichtern, die sie als Trompeten handhabten, und warteten des Zeichens. Der Tisch wurde auf die Seite gerückt, Rose und Bacchus stellten sich zum Tanze. Er winkte, und eine schreckliche, quiekende, mißtönende Janitscharenmusik brach los, zu der ich im Sechachteltakte auf mein Faß als Tambour aufschlegelte. Der Hahn, den Balthasar blies, tonte wie eine Nachtwächtertute und wechselte nur zwischen zwei Tönen, Grundton und abscheulich hohem Falsch, die beiden Trichtertrompeter bliesen die Backen auf und lockten aus ihren

Instrumenten Angst- und Klagelaute, so herzdurchschneidend wie die Töne der Tritonen, wenn sie die Meermuscheln blasen.

Der Tanz, den die beiden aufführten, mochte wohl vor ein paar hundert Jahren üblich gewesen sein. Jungfer Rose hatte mit beiden Händen ihren Rock ergriffen und solchen an den Seiten weit ausgespannt, daß sie anzusehen war wie ein großes, weites Faß. Sie bewegte sich nicht sehr weit von der Stelle, sondern trippelte hin und her, indem sie bald auf-, bald niedertauchte und knirzte. Lebendiger war dagegen ihr Tänzer, der wie ein Kreisel um sie herfuhr, allerlei kühne Sprünge machte, mit den Fingern knallte und Heisa, Tuche! schrie. Wunderlich war es anzusehen, wie das kleine Schürzlein der Jungfer Rose, das ihm Balthasar umgetan, hin und her flatterte in der Luft, wie seine Beinchen umherbaumelten, wie sein dickes Gesicht lächelte vor inniger Herzenslust und Freude.

Endlich schien er ermüdet, er winkte Judas und Paulus herbei und flüsterte ihnen etwas zu. Sie banden ihm die Schürze ab, faßten solche an beiden Enden und zogen und zogen, so daß sie plötzlich so groß wurde wie ein Betttuch. Dann riefen sie die andern herbei, stellten sie rings um das Tuch und ließen es anfassen. „Sa,“ dachte ich, „jest wird wahrscheinlich der alte Balthasar ein wenig geprellt, zu allgemeiner Ergözung. Wenn nur das Gewölbe nicht so niedrig wäre, da kann er leicht den Schädel einstoßen.“ Da kam Judas und der starke Bartholomäus auf uns zu und faßten — mich; Balthasar Ohnegrund lachte hämisch; ich bebte, ich wehrte mich; es half nichts, Judas faßte mich fest an der Kehle und drohte mich zu erwürgen, wenn ich mich ferner sträube. Die Sinne wollten mir vergehen, als sie mich unter allgemeinem Jauchzen und Geschrei auf das Tuch legten; noch einmal raffte ich mich zusammen. „Nur nicht zu hoch, meine werten Gönner, ich renne mir sonst das Hirn ein am Gewölbe,“ rief ich in der Angst des Herzens, aber sie lachten und überschrien mich. Jest

fingen sie an, das Tuch hin und her zu wiegen, Balthasar blies den Trichter dazu. Jetzt ging es auf- und abwärts, zuerst drei, vier, fünf Schuh hoch, auf einmal schnellten sie stärker! ich flog hinauf und — wie eine Wolke tat sich die Decke des Gewölbes auseinander; ich flog immer aufwärts zum Rathausdach hinaus, höher, höher als der Turm der Domkirche. „Ha,“ dachte ich im Fliegen, „jetzt ist es um dich geschehen! Wenn du jetzt wieder fällst, brichst du das Genick oder zum allerwenigsten ein Paar Arme oder Beine! O Himmel, und ich weiß ja, was sie von einem Mann mit gebrochenen Gliedmaßen denkt! Ade, ade, mein Leben, meine Liebe!“

Jetzt hatte ich den höchsten Punkt meines Steigens erreicht, und ebenso pfeilschnell fiel ich abwärts. Krach! ging es durchs Rathausdach und hinab durch die Decke des Gewölbes, aber ich fiel nicht auf das Tuch zurück, sondern gerade auf einen Stuhl, mit dem ich rücklings über auf den Boden schlug.

Ich lag einige Zeit betäubt vom Fall. Ein Schmerz am Kopfe und die Kälte des Bodens weckten mich endlich. Ich wußte anfangs nicht, war ich zu Hause aus dem Bette gefallen oder lag ich sonstwo. Endlich besann ich mich, daß ich irgendwo weit herabgestürzt sei. Ich untersuchte ängstlich meine Glieder, es war nichts gebrochen, nur das Haupt tat mir weh vom Fall. Ich raffte mich auf, sah um mich. Da war ich in einem gewölbten Zimmer, der Tag schien matt durch ein Kellerloch herab, auf dem Tische sprühte ein Licht in seinem letzten Leben, umher standen Gläser und Flaschen, und rings um die Tafel vor jedem Stuhl ein kleines Fläschchen mit langem Zettel am Halse. — Ha, jetzt fiel mir nach und nach alles wieder ein. Ich war zu Bremen im Ratskeller; gestern nacht war ich hereingegangen, hatte getrunken, hatte mich einschließen lassen, da war —; voll Grauen schaute ich um mich, denn alle, alle Erinnerungen erwachten mit einem Male. Wenn der gespenstische Balthasar noch in der Ecke säße, wenn die Weingeister noch um mich schwebten! Ich wagte verstohlene Blicke in die Ecken des

düsteren Zimmers, — es war leer. Oder wie? Hätte dies alles mir nur geträumt?

Sinnend ging ich um die lange Tafel: die Probefläschchen standen, wie jeder gefessen hatte. Obenan die Rose, dann Judas, Jakobus — Johannes, sie alle an der Stelle, wo ich sie leiblich geschaut hatte diese Nacht. Nein, so lebhaft träumt man nicht, sprach ich zu mir. Dies alles, was ich gehört, geschaut, ist wirklich geschehen! Doch nicht lange hatte ich Zeit zu diesen Reflexionen. Ich hörte Schlüssel rasseln an der Türe, sie ging langsam auf, und der alte Ratsdiener trat grüßend ein.

„Sechs Uhr hat es eben geschlagen,“ sprach er. „Und wie Sie befohlen, bin ich da, Sie heraus zu lassen.“ „Nun,“ fuhr er fort, als ich mich schweigend anschickte, ihm zu folgen; „nun, und wie haben Sie geschlafen diese Nacht?“

„So gut es sich auf einem Stuhl tun läßt, ziemlich gut.“

„Herr,“ rief er ängstlich und betrachtete mich genauer. „Ihnen ist etwas Unheimliches passiert diese Nacht. Sie sehen so verstört und bleich aus, und Ihre Stimme zittert!“

„Alter, was wird mir passiert sein!“ erwiderte ich, mich zum Lachen zwingend. „Wenn ich bleich aussehe und verstört, so kommt es vom langen Wachen, und weil ich nicht im Bette geschlafen.“ —

„Ich sehe, was ich sehe,“ sagte er kopfschüttelnd. „Und der Nachtwächter war heute früh auch schon bei mir und erzählte, wie er am Kellerloch vorübergegangen zwischen zwölf und ein Uhr, habe er allerlei Gesang und Gemurmelt vieler Stimmen vernommen aus dem Keller.“

„Einbildungen, Poffen! Ich habe ein wenig für mich gesungen zur Unterhaltung und vielleicht im Schlaf gesprochen, das ist alles.“

„Diesmal einen im Keller gelassen in solcher Nacht und von nun an nie wieder,“ murmelte er, indem er mich die Treppe hinauf begleitete. „Gott weiß, was der Herr Greuliches hat hören und schauen müssen! Wünsche gehorsamst guten Morgen.“

„Doch hat daselbst vor allen
Eine Jungfrau mir gefallen.“

Der Worte des fröhlichen Bacchus eingedenk und von Sehnsucht der Liebe getrieben, ging ich, nachdem ich einige Stunden geschlummert, der Holden guten Morgen zu sagen. Aber kalt und zurückhaltend empfing sie mich, und als ich ihr einige innige Worte zuflüsterte, wandte sie mir laut lachend den Rücken zu und sprach: „Gehen Sie und schlafen Sie erst fein aus, mein Herr.“

Ich nahm den Hut und ging, denn so schnöde war sie nie gewesen. Ein Freund, der in einer andern Ecke des Zimmers am Klavier gesessen, ging mir nach und sagte, indem er wehmütig meine Hand ergriff: „Herzensbruder, mit deiner Liebe ist es rein aus auf immerdar, schlage dir nur gleich alle Gedanken aus dem Sinne“.

„So viel ungefähr konnte ich selbst merken,“ antwortete ich. „Der Teufel hole alle schönen Augen, jeden rosigten Mund und den törichten Glauben an das, was Blicke sagen, was Mädchenlippen aussprechen.“

„Tobe nicht so arg, sie hören es oben,“ flüsterte er. „Aber sage mir um Gottes willen, ist es denn wahr, daß du heute die ganze Nacht im Weinkeller gelegen und getrunken hast?“

„Nun ja, und wen kümmert es denn?“

„Weiß der Himmel, wie sie es gleich erfahren hat, sie hat den ganzen Morgen geweint und nachher gesagt, vor einem solchen Trunkenbold, der ganze Nächte beim Wein sitze und aus schnöder Trinklust ganz allein trinke, solle sie Gott behüten. Du seiest ein ganz gemeiner Mensch, von dem sie nichts mehr hören wolle.“

„So?“ erwiderte ich ganz gelassen und hatte einiges Mitleiden mit mir selbst. „Nun gut, geliebt hat sie mich nie, sonst würde sie auch mich darüber hören. Ich lasse sie schön grüßen. Lebe wohl.“

Ich rannte nach Hause und packte schnell zusammen und fuhr noch denselben Abend von dannen. Als ich an der Roland-

säule vorüberkam, grüßte ich den alten Recken recht freundlich, und zum Entsetzen meines Postillons nickte er mir mit dem steineren Haupt einen Abschiedsgruß. Dem alten Rathaus und seinen Kellerhallen warf ich noch einen Kuß zu, drückte mich dann in die Ecke meines Wagens und ließ die Phantasien dieser Nacht noch einmal vor meinem Auge vorüber gleiten.



Goethe an den Bremer
Dr. med. Nicolaus Meyer

Erw. Wohlgeboren

erſehen aus beyliegender Abſchrift, was ich Ihrem lieben Sohn auf eine wichtige Frage geantwortet, weſhalb ich hierüber nichts weiter hinzufüge.

Die Notizen mit dem Interims-Riß der neuen Anſtalten an der Einmündung des Weſerfluffes ſind von mir höchſt dankbar empfangen worden; ſagen Sie das ja Ihrem theilnehmenden Freunde und bitten denſelben von Zeit zu Zeit mir das Nähere wiſſen zu laſſen. Ich habe dabey kein anderes Intereſſe als das allgemein Deutſch-Continentale. Seit der Caſſler Zuſammenkunft und den dortigen Beſchlüſſen muß uns höchſt wichtig ſeyn, eine Unternehmung, die der Weſer erſt ihre Würde giebt, vorſchreiten zu ſehen; und wenn an jenem weſtlichen Ende etwas Bedeutendes der Art eingeleitet wird, ſo muß es bis zu uns herauf in die Werra bis Wanfried wirken.

In Erwartung des Weitern bitte mir die Orte zu nennen, durch welche der Weg von der neuen Anlage bis Bremen geführt wird; ich habe drei Special-Charten vor mir, und es würde mir angenehm ſeyn mich näher zu orientieren. Müſſen wir doch ſo viel von den engliſchen Docks, Schleuſen, Canälen und Eiſenbahnen uns vorerzählen und vorbilden laſſen, daß es höchſt tröſtlich iſt an unſrer weſtlichen Küſte dergleichen auch unternommen zu ſehen.

Das Übersendete ist glücklich angekommen, wir haben uns in die werthen Gaben dankbar getheilt und wünschen, daß eine Gegensendung nebst Schreiben auch gleichfalls wohl möge eingelangt sein.

Zu fernerm freundschaftlichen Andenken mich und die Meinigen bestens empfehlend und von allen begrüßten Freunden die besten Grüße erwidern

Weimar den
10. Febr. 1829.

treulichst
J. W. v. Goethe.



Lenau (1833)

Endlich winkte das ersehnte Land,
Zubelnd sprang ich an den teuern Strand,
Und als wiedergrüne Jugendträume
Grüßten mich die heimatlichen Bäume.

Sold und süßverwandt wie nie zuvor
Klang das Lied der Vögel an mein Ohr:
Gerne, nach so schmerzlichem Vermissen,
Sätt' ich jeden Stein ans Herz gerissen.

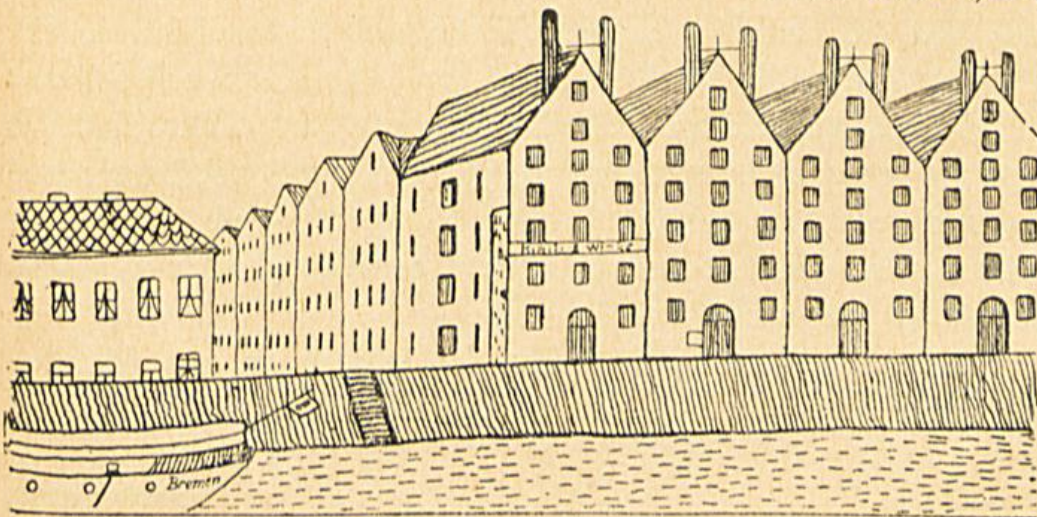
Lenau hatte während der Fahrt seine Freude an der ruhigen, heiteren Wackerkeit der deutschen Matsen auf seinem Bremerschiffe, besonders hörte er sie bei ihren Arbeiten gern singen aus rauhen, dröhnenden Kehlen. Hatten sie einen wuchtvollen Gegenstand ruckweise emporzuziehen, so geschah es immer unter kurzem, sich fort und fort wiederholendem Gesange, wobei während der gedehnten Aushaltung des höchsten Tones die Last durch einen raschen, derben Riß stets um ein gutes Stück höher mußte. Das wortlose Liedchen lautet:

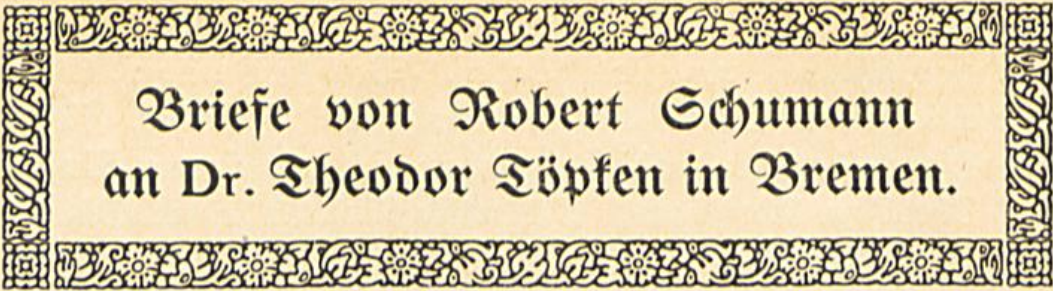


Erst tief im Juni 1833 sprang Lenau bei Bremen wieder auf europäischen Grund und Boden. Von dem wilden, lustig überschäumenden Strandjubiläum der Matschaft bei Becher, Fiedel und Dirnen hatte er wohl Gelegenheit, sich mit eigenen Augen und Ohren zu überzeugen. Der wüste Auftritt in der Schenke am Meeresstrande im „Faust“ ist wahrscheinlich ein naturgetreues Abbild. In Bremen hatte Lenau eine angenehme Überraschung. Es fiel ihm nämlich Menzels Literaturblatt mit seinem eigenen Namen im Lorbeerkranz in die Hand. Er sah sich sogleich nach seinem ersten Zurücktritte nach Europa als Dichter gefeiert. Von Bremen aus schrieb er an mich und seine an ihm schon ganz verzagende Schwester. Der Brief gelangte uns aber leider nicht zu; wir wüßten sonst vielleicht ebenso Anziehendes von Bremen wie von Baltimore. So ist aber nur bekannt, daß ihm die wohlgebildeten runden Arme der Bremerinnen besonders gefielen. —

Ein Bild von Lenaus Heimreise zur See gibt uns sein Gedicht „Der Schiffszunge“. Ein Schiffszunge fiel wirklich vor seinen Augen vom Mast ins Meer und ertrank. — Sein Entzücken aber beim Wiedererblicken der Heimatküste schildert uns sein Lied: „Wandel der Sehnsucht“. Von Bremen eilte er über Hannover dem geliebten Schwaben zu.

Anton K. Schurz.





Brieſe von Robert Schumann
an Dr. Theodor Töpken in Bremen.

Leipzig, den 24ſten Februar 1840.

Mein lieber Töpken,

Sie ſollen mir heute den Gefallen thun, inliegenden Brief an den Rakemann zu beſorgen, den es angeht; ich glaube er heißt Chriſtian. Auch erſuche ich Sie — nach Ihrem Ermessen — einen Advokaten für mich anzunehmen, der den Verbreiter jenes Paſquills in meinem Namen verklagt. Sie wiſſen gewiß genug von der Sache, um das für mich Beſte zu thun, und Sie werden es thun, da es die Ehre Ihres Freundes betrifft. Ueber das Andere laſſen Sie mich ſchweigen. Genug, daß hier das Unglaubliche von Niederträchtigkeit geleistet worden iſt, was Sie ſich denken können. Der . . . Mann zerfleiſcht ſich ſelbſt, und das ſei ſeine Strafe.

Schreiben Sie mir auch, lieber Guter, ein paar Worte über Klara, die ich vielleicht für die Zeitung benützen könnte, auch über die ſonſtigen Muſikzuſtände, und dann viel über Sie ſelbſt und Ihr Muſiktreiben. In der letzten Zeit hab ich nur für Geſang geſchrieben, und könnte darin ganz untergehen, ſo ſingt und wogt es in mir, daß ich faſt vergeſſe, was Unwürdiges um mich vorgeht. Lange freilich dürfte ich dieſe Aufregung nicht tragen. Nun dann bin ich mir bewußt, gewirkt zu haben, was in ſo kurzer Zeit möglich war.

Adieu, Lieber, nehmen Sie ſich meiner an und ſchreiben mir gleich

Ihrem
Schumann.

Hamburg, den 6ten März 1842.

Robert
Schumann

Mein lieber Töpfen,

Erst heute wird mir's möglich, Ihnen zu schreiben — zu danken für alle Freundlichkeit, die Sie uns erwiesen, durch Sie alle die lieben Menschen zu grüßen, die uns so herzlichen Antheil gezeigt. Sie werden es uns an unsern Augen angesehen haben, wie froh wir waren. Möchte das Wiedersehen nicht das letzte gewesen sein! Hier geht es uns auch ganz gut. Aber freilich so innige Bekanntschaften haben wir hier nicht als in Bremen. Dazu der Sauf und Brauf des Lebens. Gestern war Concert. Die Symphonie ging sehr frisch von Statten — ich wünschte, Sie hätten sie gehört; sie fand auch vielen Beifall. Auch meine Frau, die aber leider einen schlimmen Finger hatte. Hr. Rieffstahl der Ihnen diese Zeilen bringt, wurde gleichfalls sehr beifällig aufgenommen. Er wird Ihnen als Mensch und Künstler gefallen.

Die Reise nach Kopenhagen ist nun festgesetzt; es wird mir sehr schwer, mich von meinem lieben Weibe zu trennen. Die Verhältnisse sind aber zu günstig, und da sich durch glücklichen Zufall für meine Frau eine so liebe Begleiterin in Eggers Schwägerin gefunden, habe ich um so weniger Bangen. Die amerikanischen Pläne sind etwas in den Hintergrund zurückgetreten. Die Kluft ist doch gar zu ungeheuer, die da von der Heimath trennt. — — —

Adieu mein lieber Töpfen. — Eben kömmt Besuch — ich grüße und küsse Sie in

herzlicher Liebe

Ihr

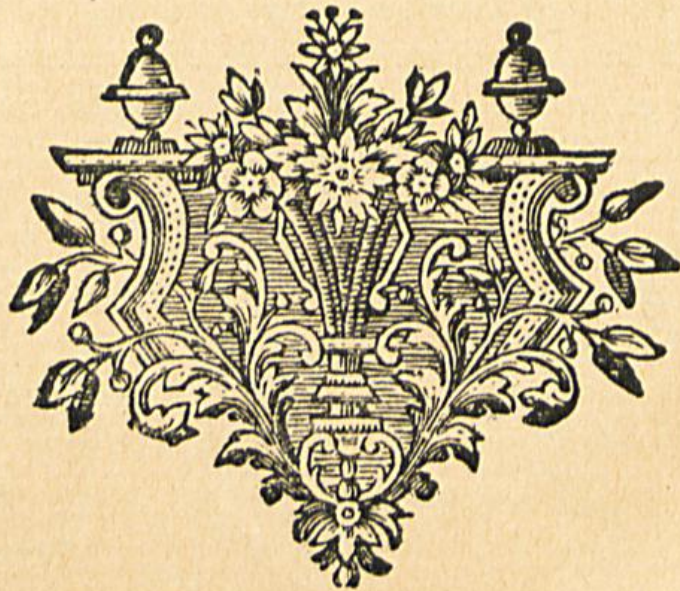
Robert Sch.

□ 153 □

Aus einem Briefe Bismarcks an feinen Vater

Norderney, 8. August 1844.

Gern möchte ich aber noch einmal nach Bremen, wenn auch nicht, um wieder 1624er Rüdeshheimer zu trinken, doch um mir die sehr schönen gut erhaltenen alten Gebäude näher anzusehen und mir Cigarren auszusuchen, wozu ich neulich, bei einem Aufenthalt von 5 Stunden des Nachts nicht Zeit hatte. Das Rathaus ist eins der wenigen alten Denkmäler, die ganz unverfehrt aus alter Zeit geblieben sind, und hat mir viel besser gefallen, wie der saure alte Rheinwein darin, der wie Loh ausieht und wie Essig schmeckt, aber auf sehr schönen Fässern liegt, die bis zu 3000 Flaschen halten, die Flasche zu 2 bis 3 Thaler Gold.



Erstaufführung von Brahms' Requiem (1868)

Von Oldenburg fuhr Brahms am 4. April direkt nach Bremen, um die Hauptproben des Requiems zu überwachen, und stieg bei Reinhaller ab. Viele Gäste von auswärts hatten sich angemeldet. „Nun fehlt mir nur noch Frau Schumann, die ich schwer vermissen werde,“ klagte er. Dies wurde ihr sofort mitgeteilt, und Brahms konnte zu seiner freudigen Überraschung die schmerzlich Entbehrte, die die weite Reise von Baden-Baden nicht gescheut hatte, mit ihrer Tochter Marie in Bremen begrüßen. Mit Hamburger Freunden war auch der Vater in der Hansestadt an der Weser angelangt. Josef und Amalie Joachim, die in dem Kirchenkonzert mitwirkten, waren von Berlin, Max Bruch von Sondershausen, F. Gustav Jansen, der Schumann-Forscher, von Verden, und viele andere aus verschiedenen Ländern und Städten herbeigekommen. Über zweitausend Menschen füllten den alten Bremer Dom bis auf den letzten Platz — es war ein Publikum, wie es Brahms sich nicht besser wünschen konnte, mehr ein ins Große erweiterter Freundeskreis als das gewöhnliche Konglomerat der gleichgültigen, zerstreungsfüchtigen, sensationslüsternen Menge. Und alle diese Menschen lauschten ergriffen in der dämmerigen Kirche der neuen künstlerischen Heils Offenbarung, zur Stunde, da der von Brahms geflissentlich umgangene Sohn Gottes seinen Geist auf Golgatha ausgehaucht hatte. Aber der große Freund der Mühseligen und Beladenen ließ sich nicht von der Gemeinde ausschließen, sondern lehrte, nach seinem Worte: „Wo zwei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen,“ unter den erhabenen Klängen der

Musik als des Menschen Sohn in dem heiligen Tempel ein, der, genau wie das Brahmsche Requiem, das Zeichen des Kreuzes in seinem Grundriß trägt. Die ehrwürdige, dreischiffige, nicht allzugroße romanisch-gotische Kirche, deren Rundpfeiler in Spitzbogen auslaufen, mit ihrem erhöhten, in eine kapellenähnliche Apsis mündenden Mitteltrakt, mit ihrem unter der Münsterrose ziemlich tief gelegenen Orgelchore, der durch einen an der Fassade reich mit steinerner Bildhauerarbeit geschmückten, palastartigen gotischen Vorbau vom Auditorium getrennt wird, mit ihren verhältnismäßig niedrigen, von bunten Fenstern spärlich erleuchteten, schaurig anheimelnden, traulich ernstlichen Hallen — dieses Gotteshaus ladet zu einer Andacht ein, die nichts Erkältendes, Isolierendes hat, sondern sich gesellig zu verbreiten wünscht. Man muß den Charfreitag, der bei den Protestanten dem Ostersonntag den Rang abläuft, insofern er allerorten mit reichen musikalischen Stiftungen bedacht worden ist, einmal in Mittel- und Norddeutschland erlebt haben, um den eigentümlichen Zauber, wie ihn Wagner in seinem Parsival zu bannen suchte, im sehnsüchtig dämmerföhligen Herzen aufnehmen zu können. Um die sechste Stunde, da, wie es im Evangelium heißt, eine Finsternis über das ganze Land ward, bis zu der neunten Stunde, glimmen leise die Kerzen an den Galerien der Kirche auf und verwandeln das Zwielicht des sinkenden Abends in mystische Dämmerung. Der stummen Musik der geweihten Feierstunde wird die Zunge gelöst: die Orgel präludiert, Chor und Instrumente fallen ein und beginnen die ewig neue, niemals zu erschöpfende „Historie vom bitteren Leiden und Sterben unseres Herren und Heilands“. Da ist es, als ob unsichtbare Geister den unterirdischen Krypten entschwebten, als ob goldene Sterne von der das Firmament bedeutenden Wölbung sich herniederneigten, als ob die Boten einer künftigen, besseren Welt durch die geschlossenen Fenster und Türen in wallenden Wolkengewändern aus- und eingingen, um den vibrierenden, vom Körper fortstrebenden Seelen der verückten Zuhörer das Geheimnis der Auferstehung zu verraten.

„Die Wirkung des wundervollen und herrlich aufgeführten Werkes,“ berichtet Dietrich, „war geradezu überwältigend, und es wurde dem Zuhörer jetzt schon klar, daß das Werk zu dem Höchsten gehört, was in der Musik geschaffen worden ist.“ Eine heitere gesellschaftliche Nachfeier versammelte die Künstler und deren Gäste um die berühmte „Rose“ des Ratskellers, und der dort verzapfte Wein begeisterte viele zu Tischreden und Trinksprüchen. Reinthalers Rede gipfelte in einem Hoch auf Brahms und wurde von diesem mit wenigen schlichten Dankesworten erwidert.

May Kalbeck.



Besuch König Wilhelms mit Bismarck und Moltke (15. Juni 1869)

Der König kam um 11 Uhr an, stieg beim Bürgermeister Meier ab und fuhr dann nach Bremerhaven. Um 5 Uhr nachmittags von dort zurückgekehrt, unternahm er eine Rundfahrt vom Bahnhof durch die Georgstraße, Ansgaritorstraße, Obernstraße, weiter über den Markt, Ostertorstraße, Altenwall, Osterdeich, Mozartstraße, Contrescarpe zu Bürgermeister Meiers Hause am Wall.

Um 6 Uhr ging es zu dem Bankett im Rathausaale.

Das Rathaus war von einer dichten Menschenmenge umgeben, die jeden Ankömmling mit lebhaftem Hurra empfing, das indessen seinen Höhepunkt erreichte, als Se. Majestät der König vor dem Eingange des Rathauses vorfuhr. Die obere Halle war, um ein Empfangszimmer zu schaffen, durch eine Wand mit Festons in 2 Hälften geteilt. Die Tafel bildete eine Hufeisenform, an deren oberem Ende der König seinen Platz nahm, zur Linken saß der Herr Bürgermeister Meier, zur Rechten der Herr Bürgermeister Duckwitz. Dem letzteren folgten der Großherzog von Mecklenburg, der Graf von Bismarck-Schönhausen, der Senator Albers, der General v. Moltke, der Senator Heineken usw. Entgegengesetzt hatten nach dem Bürgermeister Meier ihren Platz der Prinz Adalbert, der Senator Mohr, der Kriegsminister v. Roon, der Senator Smidt, der Senator Schumacher; dem König gegenüber saßen die Senatoren Rottmeier und Feldmann. — Die Tafelmusik wurde von der Kapelle des 75. Regiments vorgetragen. Die Empfangsabteilung wie die Speiseabteilung der Halle trugen den üppigsten Schmuck an kostbaren Gewächsen, und, entsprechend

dem mittelalterlichen Baustile der Halle, war die Möblierung in gleichem Geschmack zusammengesetzt. Die Diele bedeckte ein roter Teppich.

Der auf Se. Majestät den König vom Präsidenten des Senats, Burgemeister Duckwitz, ausgebrachte Trinkspruch lautet: „Welcher Mensch liebt nicht sein Haupt und hält es hoch in Ehren! Was aber von dem einzelnen Menschen gilt, das gilt auch von einem Volke, zumal wenn dieses weiß, daß mit seinem Haupte in der engsten Verbindung ein Herz steht, das voll Liebe für das Volk ist und nur darauf sinnt, dieses glücklich zu machen. Das trifft denn bei Ew. Majestät in jeder Hinsicht zu. Insbesondere verehren die Bürger Bremens in Ew. Majestät den Wiederhersteller der Größe und Ehre Deutschlands und sind stolz darauf, Genossen des neuerstandenen Vaterlands zu sein.

Heute wird uns nun das Glück zuteil, das Haupt der deutschen Nation in diesen altertümlichen Räumen zu begrüßen, in denen, wenn auch in begrenzten Verhältnissen, die Geschichte eines halben Jahrtausends sich spiegelt, ein Ereignis, das mit leuchtender Schrift in die Annalen Bremens eingetragen werden wird.

Gestatten mir denn Ew. Majestät, daß ich im Namen aller Bürger Bremens deren tiefgefühlten Dank ausspreche für die Ehre, welche Ew. Majestät durch Ihren Besuch unserm Freistaate haben zuteil werden lassen, aber neben diesem Danke wollen Ew. Majestät den innigen Ausdruck aufrichtiger Verehrung und Liebe entgegennehmen, welche die Bürger Bremens gegen Ew. Majestät beseelen. — In diesen Gesinnungen werden Sie, meine Herren, gewiß freudig in den Wunsch einstimmen: Gott erhalte Se. Majestät noch lange Jahre in rüstiger und fast jugendlicher Kraft wie heute — Se. Majestät hoch!“

Mit Begeisterung fiel die Versammlung in dieses Hoch ein. Die Musik spielte „Heil dir im Siegerkranz“, dem die

Gesellschaft stehend zuhörte, und sofort, als die Musik geendet, erhob sich Se. Majestät der König und sagte:

„Erlauben Sie, daß ich gleich antworte. Ich danke Ihnen für die ergreifenden Worte, die Sie geäußert haben, Worte, welche eitel machen könnten, wenn sie nicht mit dem Gefühle ihrer wahren Bedeutung aufgenommen werden. Wenn es von der Vorsehung so gefügt worden ist, daß ein großes, ungeahntes Werk durch mich zu stande gekommen ist, so habe ich schon diesen Morgen gesagt, daß ich das Werk nicht allein vollbracht habe, daß ich Mitstreiter und Bundesgenossen hatte — und einer von ihnen sitzt an meiner Seite — und daß ohne den allgemeinen guten Willen und die Hingebung aller das Werk nicht zu stande gekommen wäre. Noch ist nicht alles erfüllt, was die Sehnsucht der Lebenden wünscht, und auch die zum neuen Bunde Geneigten werden den Übergang oft genug schwer empfinden. Aber eine spätere Generation wird die Frucht ernten und den Ausbau des Hauses sehen, zu dem wir den Grund gelegt haben. In den Worten, die Sie hier gesprochen haben, sehe ich den neuen Ausdruck der Gesinnung, die sich mir schon beim Empfange kundgegeben. Der Empfang in Bremen ist so unerwartet, so überwältigend für mich gewesen, daß ich kaum Worte des Dankes finden kann. Sie und die anderen Herren des Senats werden es übernehmen, der Stadt meinen großen Dank auszudrücken. Ich erhebe das Glas, um der Stadt Bremen meine tiefgefühlte Anerkennung für die Stunden auszusprechen, die Sie mir heute bereitet haben. Möge der Allmächtige über dem Wohl dieser Stadt und dieses Staates auch ferner walten. Ich fordere die Herren, die nicht aus Bremen sind, auf, ein Hoch auf die Stadt Bremen auszubringen.“

(Weser-Zeitung.)



Speisekarte

für das Essen im Rathaussaal

am 15. Juni 1869

□□□

Krebssuppe, Kraftsuppe	(Roederer, carte blanche)
Römische Pastetchen	(Oliveira, old Reserve Madeira)
Junge Hühner mit Périgord-Trüffeln	(1859er Château Giscours)
Steinbutt mit Granatsauce	(1861er Château d'Iquem, 1859er Hochheimer Domdechanei)
Blumenkohl, Erbsen, Bohnen, geräucherter Lachs, Verschiedenes, am Spiess gebacken	(1858er Château Margaux)
Westindische Schildkröten	(Moët Chandon crémant)
Rehziemer, Enten, Salat und eingemachte Früchte	(1847er Château Rauzan)
Norwegische Hummer, kalt	(1624er Rudesheimer [Rose-Wein])
Eis von Maraschino, Vanille und Ananas	(Clicquot Veuve)
Torten und Zuckerbackwerk — Erdbeeren — Nachtisch	

Beim Ball in der Börse.

Dienstag, 15. Juni 1869, abends.

„Erzellenz, die Pagen zu den Füßen der beiden Frauengestalten, welche der behelmten Borussia zur Rechten stehen und hinaufschauen, lassen durch die Wappen, die sie halten, erkennen, daß die Schwesterstädte Hamburg und Lübeck es sind, welche des Besuchs des hohen Gastes sich schon erfreut haben; auf der andern Seite schwebt ihm die Brema entgegen und überreicht den Lorbeerkranz.“

„Vortrefflich,“ war die Antwort des Freiherrn von Moltke.

Parade,

Mittwoch, 16. Juni 1/29 Uhr, Domshof.

Der König schritt, lebhaft aus den Reihen des Publikums begrüßt, leichten Ganges auf die versammelte Generalität zu, von den Anstrengungen des vorhergegangenen Tages war ihm nichts mehr anzumerken. Darauf führte Major v. Hirschfeld das in Paradeuniform sich äußerst stattlich ausnehmende Bataillon in verschiedenen Exerzitien vor, was ungefähr eine halbe Stunde dauerte. Dies ungewohnte militärische Schauspiel erregte unter der äußerst zahlreich versammelten Menge — an allen Fenstern drängte es sich Kopf an Kopf, Damen und Herren — spannendes Interesse, die älteren Herren gedachten wohl mit Lächeln der früheren Bürgerwehrmanöver und überzeugten sich mit Befriedigung, daß unsere jungen Leute in der Ausübung der allgemeinen Wehrpflicht unter preussischem Kommando sich in kurzer Zeit zu tüchtigen Soldaten herausgebildet hatten. — Als die Bataillonsvorstellung beendet war, wünschte Se. Majestät dem Bataillon einen guten Morgen und fuhr unter lebhaftem Zuruf zunächst wieder nach dem Hause des Bürgermeisters Meier, und von da nach dem Bahnhofe. — Um 10 Uhr kam der König in Oldenburg an.



Briefe von Bismarck und Moltke
an den Senat (1871)

An den Präsidenten des Senats der freien
Hansestadt Bremen,

Herrn Mohr, Hochwohlgeboren.

Berlin, 11. Juni 1871.

Dem Senate der freien Hansestadt Bremen spreche ich aus vollem Herzen meinen Dank und meine Freude darüber aus, daß die Stadt mich als Ehrenbürger in die Reihen einer Bürgerschaft hat aufnehmen wollen, welche sich zu allen Zeiten durch freien und edlen Bürgersinn, durch frische, aufstrebende Tatkraft und durch deutsche Gesinnung ausgezeichnet hat. Auf den fernsten Meeren hat die bremische Flagge Zeugnis von dem Unternehmungsgeiste des sächsischen Stammes abgelegt und den Ruf deutscher Tüchtigkeit aufrecht erhalten. Die Söhne Bremens sind im Kriege wie im Frieden stets unter den ersten gewesen, wo es Tätigkeit für große gemeinsame Ziele oder Opfer der Liebe und des Mutes galt; sie werden in dem neu geeinigten Deutschen Reiche das eigentümliche Leben der deutschen Seestädte zu voller Blüte entfalten und die deutsche Flagge mit wachsendem Ruhme über die Meere tragen.

von Bismarck.

□ 163 □

Wenn ich zwar schon bei Empfang des Bürgerbriefes der Stadt Bremen Ihren Herrn Bevollmächtigten gebeten habe, meinem aufrichtigen Dankgefühl Ausdruck zu verleihen, so drängt es mich doch noch besonders auszusprechen, wie sehr ich mich geehrt dadurch fühle, diese Auszeichnung von einer so patriotischen Stadt, wie die Ihrige, entgegenzunehmen.

Bremen war deutsch gesinnt zu einer Zeit schon, wo es in Deutschland wenige waren. Ihre Flagge vertrat deutsche Interessen und war geachtet in fernen Meeren, als es eine deutsche Flagge noch nicht gab. Unvergesslich bleibt die teilnehmende Hilfe, welche Bremen 1866 den preussischen Kriegern bei ihrem ersten Schritt zur deutschen Einigung gewährte, und als 1870 der letzte getan ward, da kämpften seine Söhne in den vordersten Reihen, in opfervollen aber siegreichen Schlachten. Bremen ist groß geworden, ohne fremden Schutz, durch die Tüchtigkeit und Tatkraft seiner Bürger, möge es sich denn reicher und schöner noch entwickeln, wo das weite Hinterland ein mächtiges Ganze geworden ist, und auch jenseits des Ozeans der Deutsche fühlt, daß er ein Vaterland hat, stark genug, um keinen neuen Kampf zu scheuen, aber höher noch den Frieden schätzend, unter dessen Segnung das Land gedeiht, die Städte erblühen. Möge die heranwachsende Generation die Früchte der schweren Kämpfe ernten, welche den Lebensabend der ausscheidenden erfüllt haben.

Hochachtungsvoll ergebenst

Berlin, 11. Juni 1871.

Graf Moltke,
Ehrenbürger von Bremen.



Richard Wagner in Bremen (1872)

Richard Wagner hat unsere Vaterstadt nur einmal besucht, im Jahre 1872; er verweilte hier vom 8. bis zum Vormittag des 10. Dezembers. Der Grundstein des Bayreuther Festspielhauses war bereits gelegt, doch galt es nun, Patrone zu gewinnen und rechtzeitig Umschau zu halten nach geeigneten künstlerischen Kräften für die ersten Festspielvorstellungen, und diese beiden Gründe hatten den Meister wohl auch in unsere Mauern geführt. Nachdem er am Sonntag, den 8. Dezember, mit seiner Gemahlin bei Karl Reinhaller, der, wie der „Br. Courier“ sich damals vorsichtig ausdrückte, „sonst gerade nicht zu den unbedingten Anhängern der musikalischen Richtung seines berühmten Kollegen zählte“, zur Tafel geladen war, besuchte er abends unsere Oper, wo ihm zu Ehren die seit der Saison 1871—72 zum Zugstück gewordenen „Meistersinger“ aufgeführt wurden. Manchem unserer älteren Leser ist, wie dem Verfasser dieser Zeilen, dieser denkwürdige Abend wohl noch in Erinnerung geblieben. Bei seiner Ankunft im Theater wurde Wagner mit einem Orchestertusch begrüßt und das gesamte Auditorium erhob sich mit enthusiastischen Zurufen von seinen Sitzen. Der Meister blieb bis zum Schlusse der Oper. Nach dem zweiten Akte, nach dem Quintett und nach beendigter Vorstellung gab die Zuhörerschaft wiederholt in der erhabensten Weise ihre Verehrung kund. Nach dem zweiten Akte und am Schlusse erhob sich Wagner inmitten der jubelnden Zurufe von seinem Sitze und wandte sich mit grüßender Handbewegung dankend nach allen Seiten. Wagner hat sich damals nicht nur mündlich in den schmeichelhaftesten Ausdrücken über diese Auf-

führung und ihren Leiter Theodor Hentschel ausgesprochen, sondern sich nachträglich in einem Aufsatze darüber geäußert, der sich im 10. Bande seiner „Gesammelten Schriften“ findet. Doch die Oper stand damals in Bremen in der Wagnerverehrung noch ziemlich allein. Unser vornehmstes Konzertinstitut mit Karl Reinhaler an der Spitze war durchaus konservativ und verhielt sich der gewaltigen Erscheinung des Bayreuther Meisters gegenüber ablehnend. So war es eigentlich selbstverständlich, daß nicht die berufenste Korporation unserer Stadt, der von Reinhaler beeinflusste Künstlerverein, es übernahm, den genialen Gast zu feiern, sondern diese Ehre einem anderen Vereine überließ, dem die Tonkunst zwar fern liegt, den dafür aber von jeher der Geist des Fortschritts auf anderen Gebieten befehlet hat: dem Gewerbe- und Industrieverein. Auf Veranlassung der Direktion dieses Vereins hatten mehrere Herren für den folgenden (Montag) Vormittag die Führung des berühmten Gastes durch unsere Stadt übernommen und vier derselben waren aufersehen, das Wagnersche Ehepaar von Hillmanns Hotel, wo es wohnte, abzuholen und zunächst zum Gewerbehaufe zu geleiten. Zur festgesetzten Stunde fanden sich denn auch drei dieser Herren im Vorzimmer des Meisters ein. Aber diese drei waren gewiß tüchtige Meister in Holz und Eisen, Meister der Rede waren sie nicht, und so vernahmen sie nicht ohne Beklemmung vom diensttuenden Kellner, daß der Herr Hofkapellmeister sie bereits erwarte. Mit den Worten: „Warten Sie noch ein wenig, da kommt noch einer,“ hielt Meister Müller den Kellner von der Anmeldung des Triumvirats zurück. Doch der vierte Mann, der weltmännische und hochgebildete Meister Bruns, dem ich die Mitteilung dieser Episode verdanke, ließ lange auf sich warten. Wagner mochte wohl in seinem Zimmer die Unterhaltung der Antichambrierenden gehört haben; er ließ diese zu sich bitten, und als die Herren noch zauderten, trat er zu ihnen hinaus, begrüßte die sich verlegen Vorstellenden und suchte sie in seiner lebhaften

Art in ein Gespräch zu ziehen. Für ein solches waren nun die Anknüpfungspunkte schwer gefunden. Doch Meister Müller fand bald, wie der Bremer sagt, den Dreh. Er hatte in seinen Wanderjahren einmal als Tischler in einer Instrumentenfabrik gearbeitet und wußte geschickt das Gespräch auf dies zu lenken, während Meister Göbel aus seiner Tätigkeit in einer Orgelfabrik einige Bemerkungen einfließen lassen konnte. Augenscheinlich belustigt über diese „hölzerne“ Unterhaltung, wandte sich Wagner bald dem dritten Herrn zu, der sich als Schlossermeister Gerken vorgestellt und bisher schweigend verhalten hatte. „Waren Sie gestern Abend auch bei der Meistersingeraufführung zugegen?“ redete Wagner diesen an. — „Gewiß, Herr Hofkapellmeister!“ — „Sagen Sie, warum haben Sie sich denn dies Stück angesehen?“ inquirierte der Meister weiter. — „Nun,“ erwiderte Gerken, erstens wußte ich, daß Sie anwesend waren, und dann fand ich beim Durchlesen des Theaterzettels, daß in dem Stücke lauter Handwerker vorkommen. Da sagte ich zu meiner Frau: Das ist ein gewerkschaftliches Stück, so eins, wie „Die Maschinenbauer“*); da gehen wir hin!“ Höchlich amüsiert, stellte jetzt der Dichter der „Meistersinger“ eine regelrechte Katechisation über den Eindruck an, den sein Meisterwerk auf diesen unbefangenen Mann aus dem Volke gemacht hatte. Wie bald aber wich sein fröhliches Lächeln dem verklärten Ausdrucke der Rührung, als unser Mann allmählich ins Fahrwasser der Rede kam und in treuherziger Weise dem Meister die feinen Fäden der Handlung klarlegte und sich ereiferte über den Zunftzwang, mit dem man den freien Künstler knechten wollte, lagen doch die Kämpfe um die 1861 in Bremen zum Siege gelangte Gewerbefreiheit noch nicht allzuweit zurück. Nach einem Moment prüfenden Anblickens sprang plötzlich der Dichterkomponist an dem hochgewachsenen Schlossermeister empor, und, diesen sanft am Kragen zupfend, rief er verwundert:

*) Eine damals vielgespielte Posse.

„Aber Herr, wer sind Sie?“ — „Schlossermeister Gerken,“ erwiderte ruhig der Biedere. „Nun, dann will ich Ihnen sagen, daß mir das, was ich soeben von Ihnen über meine „Meisterfinger“ gehört habe, viel wertvoller war, als was die gelehrten Herren darüber geschrieben haben.“ Und, beglückt über diese Stimme aus dem Volke rasch zum Nebenzimmer tretend, fragte er die dort noch verweilende Gattin, ob sie das Gespräch wohl gehört habe. Doch längst war der erwartete vierte Mann eingetreten, und so schickte sich die kleine Karawane zu dem beabsichtigten Spaziergange an, der zunächst über den Wall durch die Ansgaritorstraße zum Gewerbehaus führte, wo der Oberbaurat Schröder, der Baukondukteur, nachmalige Architekt Rippe und Steinhäuser die sachverständige Führung durch das kunsthistorisch so interessante Gebäude übernahmen. Wagner widmete diesem ein lebhaftes Interesse und sprach sich über das von den genannten Technikern und namentlich von dem Architekten S. Loschen ausgeführte Werk beifällig aus. Dann unterhielt er sich im Kaisersaal, wo sich außer mehreren Mitgliedern des Gewerbe- und Industrievereins noch Hentschel und Reinthaler eingefunden hatten, über seine Bestrebungen und Kämpfe, wobei er besonders auch die große Bedeutung der Presse, die er als Macht hatte kennen und würdigen lernen, betonte. Dann führte man das Wagnersche Ehepaar über die Langenstraße, deren hochgiebelige Häuser vor allem Frau Cosimas Interesse in Anspruch nahmen. Und als nun plötzlich die bleiche Wintersonne die Spitzen der Giebel beleuchtete, da blieb die schönheitstrunkene Frau stehen und rief entzückt: „Sieh doch, Richard, die Szenerie des zweiten Akts der „Meisterfinger“! Das müßte abgebildet werden!“ Dieser Wunsch ist denn auch erfüllt worden, und die Photographie unserer Langenstraße hat noch lange als Wandschmuck in Frau Wagners Zimmer gedient. Man besichtigte nun den Markt und das Rathaus, wo die Treppe der Güldenkammer besonders Wagners Aufmerksamkeit fesselte. Auch der Börse wurde ein Besuch ab-

gestattet und Wagner verweilte zur Börsenzeit längere Zeit auf der Galerie, um dem Leben und Treiben unter ihm zuzuschauen. Der Abend führte dann den Meister mit seinen Verehrern aus den Kreisen der Kunst, des Gewerbes und der Finanz im Ratskeller zusammen, wo beim perlenden Rebsaft noch manches gute Wörtlein auch über die Finanzierung des Bayreuther Unternehmens geredet wurde.

So viel Unangenehmes aber der Meister auch in Bremen erlebte, so hatte ihm doch jene Unterhaltung im Vorzimmer das Höchste beschert, was sich ein Künstler wünschen mag: die Gewißheit, nicht nur von wenigen verstanden zu werden, sondern einst Platz zu gewinnen im Herzen des ganzen von ihm so heiß geliebten deutschen Volkes!

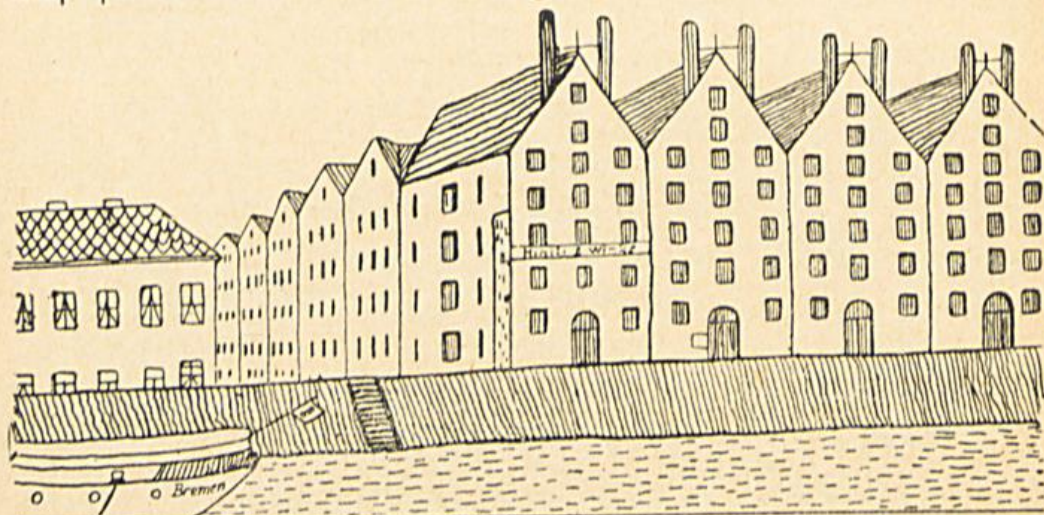
Karl Seiffert.



Moltke (1873)

Am 4. September kam der Feldmarschall mit dem Generalstab nach Bremen; nachmittags fuhr er nach Bremerhaven zu einer Feier an Bord des Lloyd dampfers Moltke, kam aber abends nach Bremen zurück:

Generalfeldmarschall Moltke machte gestern (5. September) vormittag ohne irgend welche Begleitung einen Spaziergang über die Eisenbahnbrücke nach der Neustadt. Es wurde ihm zu Ehren sofort auf dem Weserbahnhof geflaggt. Als Moltke in der Nähe der Fähre ankam, wandte er sich an einige Arbeiter mit der Frage: Soll das die Kaiserbrücke werden? und betrachtete, als dies bejaht wurde, mit Interesse das Bauwerk. Auf seiner weiteren Wanderung über den Neustadtsdeich und



die Herrlichkeit nahm er in letzterer unter anderem die im Laden des Herrn Solveen ausgelegten neuen Gasapparate in Augenschein, ging dann weiter über die Brücke, die Wachtstraße, den Markt, wo das altherwürdige Rathaus seine Aufmerksamkeit fesselte, und war auf seinem weiteren Spaziergang bis zum Ansgarikirchhof gelangt, wo ihm besonders das Gewerbehaus ins Auge fiel.

Herr G. H. Bruns jr. lud den Generalfeldmarschall ein, sich das Innere des Gebäudes in Augenschein zu nehmen, und Moltke entsprach mit Vergnügen dieser Einladung. Die Räume der Gewerbebank, der Bibliothek usw. wurden besichtigt; am Treppenhause fiel ihm namentlich der Fries „Handwerkerleben“ auf, eine echt künstlerische, sehr sinnig ausgeführte Arbeit, die nach den Stufen: Kindheit, Jugendzeit, Lehrzeit, Gesellenstück, Wanderschaft, Meisterstück, Familienglück die verschiedenen Abschnitte im Leben des Handwerkers versinnbildlicht. Besonders interessierte Moltke der Fries „Jugendzeit“, wo ein paar allerliebste Knaben ihre Schularbeiten machen.

Herr Bruns wies den greisen Marschall auf den so zu sagen historisch gewordenen eisernen Träger hin, der schon Richard Wagner weidlich ergözte, und auf dem der geniale und satirische Loschen lauter unangenehme Tierchen angebracht hat, weil gegen seinen Rat dieser Balken eingefügt werden mußte, obgleich Loschen entschieden behauptete, daß er überflüssig sei. Es ist zugleich dabei eine Eule angebracht, wobei Bruns bemerkte, daß das nach einem plattdeutschen Sprichwort heißen solle — „ah, ich weiß,“ lachte Moltke, „da hetten Ahle säten!“ Der große Stratege betrat dann nacheinander den Hauptsaal, dessen Friese, Bilder und Holzschnitzereien ihn sehr interessierten, ferner den Kaisersaal und die anderen Zimmer, sowie auch die für den technischen Konsulenten bestimmten Räume. Als er fragte: Wo sind denn die technischen Sammlungen? mußte ihm Herr Bruns bemerken, daß Bremens Gewerbebestand einen solchen Schatz leider noch nicht besitze.

Mit freundlichem Gruß verabschiedete sich Moltke dann von seinem Cicerone. Später unternahmen er und seine beiden Adjutanten mit Herrn Melchers und dessen Söhnen eine Spazierfahrt durch die Stadt, besichtigten das Rathaus und fuhren dann durch die Ostertorstraße über den alten Wall den Osterdeich usw. entlang. An mehreren Stellen wurden Moltke Hochs gebracht, die er mit militärischem Gruße erwiderte. (Courier).

Rainer Maria Rilke

Festspiel-Szene

zur Einweihung der Kunsthalle

am 15. Februar 1902

Dem Gedächtnis der Frau Christiane Rasso

Der Fremde: Ihr tut das Haus der Bilder auf bei Nacht?

Der Künstler: Wir tun es auf an einem Feierabend,
wenn in der Stadt ein lauter Werktag schließt,
ein Tag der Arbeit, Alltag durch und durch:
Die Hämmer werden still, du hörst die Herzen.
In dieser ersten Stille nach dem Lärm
tun wir das Tor auf zu dem Haus der Stille,
das lauter Säle voller Schweigsamkeit
mit dem erneuten Mauerwerk umfaßt.
Denn Bilder schweigen . . .

Der Fremde: Also saht ihr dort
in jenem Saale Bilder?

Der Künstler: Ja und nein.
Die Bilder, die wir sahen, sind nicht mehr
und waren doch voll Unvergänglichkeit.
Der Vorhang teilte sich vor uns. Man sah
den Gang des Klosters und die Pförtnerin,
die Dienerin der Lampe und des Tores, —
und die Madonna stand in steifem Staat;
man sah: und fand ihr Lächeln und verlor es:
und die Madonna stand in Goldbrokat.
Und vor ihr kniete eine Nonne hin,
die, bang und ahnend, um das Leben bat . . .
und unbeweglich stand die Königin . . .

Der Fremde: Hast Du dies Bild gemalt?

Der Künstler: Gemalt? Ich? Nein.

Der Fremde: Du sprichst davon, als wär es sehr verwandt mit allem, was Du willst und planst und bist . . .

Der Künstler: Es ist mit mir verwandt so wie das Land, darin die Kindheit mir vergangen ist:
Das stand um mich und nahm an mir nicht teil und dennoch hab ich mich damit verwoben, — hab mich gebangt davor, mich dran erhoben; was mir geschah in unserm engen Haus, mit seinen großen Dingen sprach ich's aus.
. . . So nah ist dieses Bild mir . . . doch gemalt — gemalt hat's niemand. Auch nicht ausgedacht. Erlebt hat es ein Einsamer, durchwacht, erfahren an unendlich vielen Dingen hat es ein Weiser. Seine Hände gingen über die Blätter, schreibend in der Nacht.

Der Fremde: Theater also! Sahst ihr dort ein Stück?

Der Künstler: Ja, ein Stück Seele; ein Stück Gott und Glück. Ein Drama — ja. Doch keins von jenen Dramen, die von den Leidenschaften ihren Namen erhalten haben. Neid und Eifersucht, Gefahr und Freude, Abschied, Angst und Flucht, Entsagung, die in tote Gärten blickte, — das alles kam drin vor. Ein Lebenslauf tief in den Tod, der, milde, nicht mehr knickte, was schon das Leben brach, das ungeschickte, — es schimmerten die Fäden der Konflikte in seinem Glanz wie Spinnweben auf, in welche eines ganzen Lebens Weinen wie Tau sich hängte, nur um schön zu scheinen.

Der Fremde: Du sprichst in Bildern, und ich weiß nicht mehr von jenem Drama als vor einer Stunde. Was war der Inhalt? Handelt es von Kunst, daß man es hier, vor diesem Hintergrunde, zu spielen gut fand und in diesem Haus, das einer andern, Maler: Deiner Kunst gewidmet ist? Wie ging das Drama aus? Kam da ein Genius etwa und sprach von großen Meistern, die unsterblich sind, und von dem Lorbeer und wer ihn gewinnt, — und stieg empor und alle sahn ihm nach? — War das der Inhalt?

Der Künstler: Nein. — Der Inhalt war . . .
. . . Es war kein Inhalt . . . Inhalt war das nicht. So ist wohl ein geliebtes Angesicht von Dingen voll, die man nicht nennen kann. Was ist der Inhalt eines Frühlingstages, was ist der Inhalt einer Nacht am Meer? Was ist der Inhalt eines Abschieds . . .? sag es: — Und voll wovon ist eine Wiederkehr? Kannst Du den Inhalt eines Lebens sehn? Kannst Du erzählen, was die Sterbestunden enthalten, die, gefüllt bis an den Rand, aus eines Greises oder Kindes Hand gleich schwer hinunterfallen in das All . . .: Inhalt ist nirgends, — Fülle überall!

(Pause.)

Komm morgen, wenn ein neuer Tag beginnt, mit mir in diese aufgetanen Säle, darinnen Statuen und Bilder sind. Verlangst Du, daß ich Dir davon erzähle? Ich kann es nicht. Denn sie sind inhaltlos, die besten Bilder, die ich drinnen weiß.

Inhaltlos wie das Drama sind auch sie,
mit ihm verwandt durch hundert leise Züge:
Geschwister, die sich nahe sind, als trüge
sie immer noch derselben Mutter Schoß.
Die Kunst ist über jeden Inhalt groß.
Er gilt nicht mehr, sobald sie ihn ergreift
und ihn verwandelt; seine Wesenheit
wird, wie ein Kleid, ihm leise abgestreift,
damit er neu und neuen Wesens werde.
So siehst Du in der Frucht, die Dir gereift,
nicht mehr den Baum, den Regen und die Erde, —
nur einen Duft und eine Süßigkeit.

Der Fremde: Und doch: am Inhalt hängen alle fest, —
ob es ein Glas ist oder eine Stunde:
sie trinken drauß und trinken auch den Rest,
der bitter trocken wird in ihrem Munde.

Der Künstler: Das ist des Lebens Unvollkommenheit,
daß dort Gefäß und Inhalt sich entzweit.
Das macht das Leben oft so stückhaft klein,
die Speise nüchtern und den Trank gemein.
Und das macht diese Stätte tempelhaft
zu einem Ort, an dem Du große Kraft
empfangen kannst von tiefversöhnten Dingen,
in denen Form und Inhalt nicht mehr ringen
und so gerecht im Gleichgewichte ruhn,
daß viele, die von diesen Bildern gingen,
das kleine Leben größer weitertun.
Hier wachsen Menschen, hier in diesem Haus
wird mancher sehend für sein ganzes Leben,
der sich als Blinder durchs Gedränge wand;
und hier ist Kirche, hier wird Gott gegeben,
und wo Du stehst, da ist geweihtes Land!

Zur Enthüllung des Kaiser Friedrich-Denkmals (1905)

Bremen, 23. März 1905.

In Erwiderung des Trinkspruches des Herrn Bürgermeisters Dr. Pauli beim Festmahl im Rathause hielt der Kaiser heute nachmittag folgende bedeutsame Rede:

Mein verehrter Herr Bürgermeister! Wollen Sie Mir gestatten, daß Ich tiefbewegten Herzens zunächst die Sohnespflicht erfülle, indem Ich Meinen von Herzen kommenden Dank Ihnen ausspreche, daß Sie Mir den Wunsch Ihrer Landsleute übermitteln haben, Teilnehmer zu sein an dem heutigen festlichen Tage und beizuwohnen der Enthüllung dieses einzigartigen herrlichen Standbildes, das die freie Hansestadt Bremen Meinem seligen Vater gesetzt hat. Ich kann wohl sagen, daß es Mich auf das tiefste bewegt hat, wie Ich heute die Menschenmassen mit Meinen Augen überflog, daran zu denken, daß der frühere preussische Kronprinz, nachmalige erste Kronprinz des Deutschen Reiches und schließlich zweite Hohenzollern-Kaiser so in einer freien deutschen Stadt gefeiert werden konnte, gleichsam, als ob er hier zu Hause wäre, ein Beweis dafür, wie seine Gestalt ebenso wie die seines erlauchten großen Vaters Gemeingut unseres gesamten deutschen Volkes geworden ist. Ich danke von Herzen, daß die Stadt Bremen Meinen Vater und sein Andenken in dieser herrlichen Weise geehrt hat. Sie haben ein Kunstwerk geschaffen, wie wenige in deutschen Landen stehen, und ich bin fest überzeugt, daß noch in späten Generationen

die ganze machtvolle Persönlichkeit, dann schon vom Glanz der Sage umwoben, durch dieses Standbild dem Herzen des Volkes näher gebracht werden wird, daß die von Vater auf Sohn sich folgenden Generationen der Bremenser niemals des zweiten Kaisers vergessen werden, dessen erhabene Siegfriedgestalt die deutschen Heere zu den Siegen führte, denen wir die Einheit verdanken. Und so stehen nun Mein Großvater und Mein Vater in herrlichen Standbildern in dieser treuen deutschen Stadt und bilden Marksteine für die Geschichte unseres Vaterlandes sowohl wie der Stadt Bremen.

Wahrlich, der geschichtliche Rückblick, den Sie die Güte hatten, uns eben zu geben, zeigt uns in großartiger Weise die Fügung Gottes und die Gnade, die die Vorsehung mit unserem Volk und Land gehabt hat. Der Zeitabschnitt, den die beiden hohen Herren verkörpern, die hier in Erz gegossen auf ihren Plätzen stehen, ist nun geschichtlich festgelegt, und es ist an der nachfolgenden Zeit und deren Generationen, fortzubauen auf der Grundlage, die die hohen Herren gelegt haben.

Sie haben die Güte gehabt, die Gedanken zu erwähnen, welche Sie bewegten bei früherer Gelegenheit in diesem selben Raume. Sie entsprechen in jeder Beziehung vollkommen dem, was Ich auch damals gedacht habe. Ich habe, als Ich als Jüngling vor dem Modell des Brommyschiffs gestanden habe, mit Ingrim die Schmach empfunden, die unserer Flotte und unserer damaligen Flagge angetan worden ist, und vielleicht, da doch mal von Meiner Mutter Seite ein Stück Seeblut in Meine Adern geflossen ist, ist das der Weg gewesen, der für Mich die Richtschnur geben sollte für die Art und Weise, wie Ich die Aufgaben aufzufassen hätte, die nunmehr dem Deutschen Reiche bevorstanden. Ich habe Mir damals den Fahneneid geschworen, als Ich zur Regierung kam, nach der gewaltigen Zeit Meines Großvaters, daß, was an Mir liegt, die Bajonette und Kanonen zu ruhen hätten, daß aber Bajonette und Kanonen scharf und tüchtig erhalten werden müßten, damit

Neid und Scheelsucht von außen uns an dem Ausbau unseres Gartens und unseres schönen Hauses im Innern nicht stören. Ich habe Mir gelobt auf Grund Meiner Erfahrungen aus der Geschichte, niemals nach einer öden Weltherrschaft zu streben. Denn was ist aus den großen sogenannten Weltreichen geworden? Alexander der Große, Napoleon I., alle die großen Kriegeshelden, im Blute haben sie geschwommen und unterjochte Völker zurückgelassen, die beim ersten Augenblick wieder aufgestanden sind und die Reiche zum Zerfall gebracht haben. Das Weltreich, das Ich Mir geträumt habe, soll darin bestehen, daß vor allem das neu erschaffene Deutsche Reich von allen Seiten das absolute Vertrauen als eines ruhigen, ehrlichen, friedlichen Nachbarn genießen soll, und daß, wenn man dereinst vielleicht von einem Deutschen Weltreich oder einer Hohenzollernweltherrschaft in der Geschichte reden sollte, sie nicht auf Eroberungen begründet sein soll durch das Schwert, sondern durch gegenseitiges Vertrauen der nach gleichen Zielen strebenden Nationen, kurz ausgedrückt, wie ein großer Dichter sagt: „Nach außen hin begrenzt, im Innern unbegrenzt.“

Sie haben hingewiesen auf die Schiffe, die hier erinnerungsreich von der Decke des schönen alten Saales herabhängen. Die Zeit, in der Ich groß geworden bin, war trotz des großen Krieges für unsern seefahrenden Teil der Nation keine große und glorreiche. Auch hier habe Ich die Konsequenzen gezogen dessen, was Meine Vorfahren getan haben. Im Innern war militärisch so viel geschehen, wie notwendig war, jetzt mußte die Seerüstung drankommen. Ich danke Gott, daß Ich hier in diesem Rathause keinen Notschrei mehr auszustoßen habe, wie einst in Hamburg. Die Flotte schwimmt und sie wird gebaut, das Material an Menschen ist vorhanden, der Eifer und der Geist ist derselbe wie der, der die Offiziere der preussischen Armee bei Hohenfriedberg und bei Königgrätz und bei Sedan erfüllt hat, und mit jedem deutschen Kriegsschiff, das den Stapel verläßt, ist eine Gewähr mehr für den Frieden auf der

Erde gegeben, um so viel weniger werden unsere Gegner mit uns anzubinden suchen, um so wertvoller werden wir als Bundesgenossen.

Als Ich an dem heutigen Tage Bremens Bürgerschaft überflogen habe, sah Ich die Alten und die Jungen nebeneinander stehen, die Alten mit ihren Medaillen und ihren Kreuzen, die Mitkämpfer und Mittäter unter den beiden großen Herren, deren Standbilder in dieser Stadt stehen, und vor ihnen die Jugend, die hineinwachsen soll in das neue Reich und seine Aufgaben. Was werden ihre Aufgaben sein? Stetig auszubauen, Streit, Haß, Zwietracht und Neid zu meiden, sich zu erfreuen an dem deutschen Vaterlande wie es ist, und nicht nach Unmöglichem zu streben; sich der festen Überzeugung hinzugeben, daß unser Herrgott sich niemals eine so große Mühe mit unserem deutschen Vaterlande und seinem Volke gegeben hätte, wenn er uns nicht noch Großes vorbehalten hätte. Wir sind das Salz der Erde, aber wir müssen dessen auch würdig sein. Darum muß unsere Jugend lernen zu entsagen und zu versagen, was nicht gut tut für sie, fernzuhalten was eingeschleppt ist von fremden Völkern, und Sitten, Zucht und Ordnung, Ehrfurcht und Religiosität zu bewahren. Dann möge über das deutsche Volk einst geschrieben werden, was an den Helmen Meines ersten Garderegiments steht: Semper talis: Stets derselbe. Dann werden wir von allen Seiten mit Achtung, teilweise auch mit Liebe, als sichere und zuverlässige Leute betrachtet werden, und können stehen, die Hand am Schwertknopf, den Schild vor uns auf die Erde gestellt, und sagen: Tamen, komme was wolle.

Ich bin fest überzeugt, daß Meine Worte hier in Bremen auf einen guten Boden fallen werden. Von Herzen wünsche Ich, daß der goldene Friede, der bisher mit Gottes Hilfe erhalten worden ist, uns weiter erhalten bleiben wird, und daß Bremen unter dem Frieden grünen, blühen und gedeihen möge. Das ist Mein innigster Wunsch. Es lebe Bremen, Hurra! Hurra! Hurra!

SPEISE-KARTE

23. März 1905

□□□

Schildkrötensuppe	Heidsieck & Comp. Monopole sec.
Frühlingsuppe	—
Junges Lamm	1888er Château Margaux Malescot
Frisches Gemüse	—
Forellen	1893er Scharzhofberger Auslese
Auflauf von Schinken	1877er Château Cos d'Estournel (Schlossabzug)
Trüffeln in Burgunder	1874er Clos de Vougeot
Hummer mit Gloucestersauce	1883er Rüdesheimer Bergbrunnen, feinste Auslese
Frischer Spargel	1875er Château Margaux Malescot
Englischer Sellerie	—
Perlhühner mit Salat	1874er Château Branaire Duluc Ducrû (Schlossabzug)
Eis	Pommery & Greno
Käse in Gelee	1875er Château Lafite I. Grand vin (Schlossabzug)
Obst	1834er Portwein

Bemerkungen.

Besonderen Dank schulde ich Herrn Dr. v. Bippen und dem Schönmanschen Verlag, den Herren Max Kalbeck, Rainer Maria Rilke und Karl Seiffert für die Erlaubnis zum Abdruck ihrer Stücke. Von manchen Seiten wurde ich durch einzelne Hinweise unterstützt, besonders von den Herren Prof. Bromberger in Bremen, Dr. Castle in Wien und Hofrat Prof. Dr. Max Ritter v. Karajan in Graz.

Die Zierstücke auf S. 16, 70 und 157 habe ich altbremischen Hochzeitsgedichten aus dem Jahre 1701 entnommen, das auf S. 80 den Bremer „Neuen Beyträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“, Bremen 1744—48, und zwar den Hefen, in denen die ersten Gesänge von Klopstocks Messias erschienen. Die Stadtbibliothek gestattete die Vervielfältigung und bewies mir sehr liebenswürdiges Entgegenkommen.

Die Silhouette Lavaters entstammt dem Buch: Die Myrerische Silhouettensammlung, hsg. v. Kroker, Leipz., Dieterich. Die Umschlagzeichnung und die Aufnahme Hinterm Schütting sind von mir.

Der hübsche Bremer Abschnitt in Larssens Poetischen Reisen, Leipzig, Inselverlag 1905, fand leider keinen Platz mehr.

An Besuchen deutscher Kaiser vor Wilhelm I. ist Bremen sehr arm; einigermassen sicher sind nur die von Otto dem Großen und Heinrich III., auf den hier ein Mordversuch geplant wurde.

Sehr hübsch, und in einer Stadt mit starken materiellen Interessen sehr nützlich wäre es, wenn die Häuser, in denen hervorragende Leute gewohnt haben, allgemein durch Tafeln gekennzeichnet würden.

Bismarck war auch einmal Mitte September 1853 als preussischer Gesandter beim Deutschen Bund, auf der Reise nach Frankfurt, in Bremen. Er wohnte bei Hillmann. „Ein entschiedener Kreuzzeitungsman“.

Brahms. Genauere Auskunft über die beiden Aufführungen des Requiems und Brahms' Verhältnis zu Bremen überhaupt geben die Bücher: Johannes Brahms im Briefwechsel mit Karl Reinthaler u. a., Berlin 1908; Max Kalbeck, Joh. Brahms, II a, Berl. 1908, S. 259 ff.

M. G. Conrad schildert seine Bremer Eindrücke in Heft 11 der Gesellschaft, 1898.

Goethe. „Ich fand Goethe umringt von Karten und Plänen, in bezug auf den Bremer Hafenbau, für welches großartige Unternehmen er ein besonderes Interesse zeigte.“ (Eckermann, Gespräche mit Goethe, 10. Feb. 1829.) Diese Bremerhavener Pläne hatte Nicolaus Meyer vom Senator Heineken für Goethe erhalten. Wie dieser, der Reichstädter, über Bremens Wert dachte, geht aus der Äußerung an Eckermann vom 23. Okt. 1828 hervor: „Frankfurt, Bremen, Hamburg und Lübeck sind groß und glänzend; ihre Wirkungen auf den Wohlbestand von Deutschland sind gar nicht zu berechnen; würden sie aber wohl bleiben, was sie sind, wenn sie ihre eigene Souveränität verlieren und irgend einem großen deutschen Reiche als Provinzialstädte einverleibt werden sollten?“

Bremen erwiderte die Zuneigung des Dichters; im August 1823 gingen vier halbe Flaschen Rosenwein, für 10 Taler im ganzen, als Geburtstagsgeschenk vom Senat an ihn ab. Das Entforken der ersten Flasche wurde im Goethehaus in Weimar höchlich gefeiert. Goethe hatte lange gezögert, den Wein anzubrechen; endlich, im Oktober, beim Besuch eines alten Freundes, des französischen Gesandten Grafen Reinhard, wurde „die erste jener heiligen Flaschen, von einem blühenden Rosenkranz umschmückt“, aufgetragen. Ein junger Freund sprach ein besonderes Gedicht zu ihren Ehren. Leider läßt sich aus dem Nachlassinventar von Goethes Weinkeller nicht erkennen, ob seine feine Zunge am Rosenwein mehr Geschmack gefunden hat als 21 Jahre später die Bismarcks.

Die Kasseler Beschlüsse (1828) hatten zum Gegenstand die Gründung des Mitteldeutschen Handelsvereins, eine Angelegenheit, die Goethe und Smidt in gleicher Weise interessierte. Es war die Vorstufe des Zollvereins.

(Klein, Bremisches Jahrbuch, Bd. 14. Kraeger, Bremen im Spiegel der Literaturen. Kuhn, Aus d. alten Weimar (Goethes Weinkeller). Geiger, Goethe-Jahrbuch, Bd. 25. Briefe von Goethe an Nic. Meyer, Leipz. 1856, S. 43. Alter Plan von Bremerhaven im Hist. Museum).

Hauff. Die Anmerkungen sind den Ausgaben von Bobertag (Deutsche Nat. Literatur, Stuttg., Union) und von Reclam entnommen. — Ein pantomimisches Tanzbild, „Phantasien im Br. R.“, wurde gedichtet von Emil Graeb, komponiert von Adolf Striemann (7 Auführungen in Weimar, 28. Dz. 1904 — 7. Mz. 1905); vgl. Bartels, Chronik des Hoftheaters).

Heinrich Heine kam auf der Rückreise von Norderney, wo er zwei Monate als Badegast gewesen war, voll von den Eindrücken der Nordsee, nach Bremen. Ende September 1826. Er scheint im Lindenhof gewohnt zu haben, der Hotel war. (Bild davon im Hist. Museum.)

Peter Hilles Gedicht „Wein“ erschien 1901 im Allmers-Buch, hsg. v. Prof. Bräutigam, Goslar, Lattmann. Peter Hille, sowie M. G. Conrad, Clara Viebig, A. von Hanstein und viele andere wohnten im Hause des hochverdienten Prof. Bräutigam in der Lützowerstraße.

Rnigge: Artikel von F. Hildebrand, Bremer Nachrichten, 9. Spt. 1908, 3. Blatt; ein Theaterzettel: 20. Sept. 1908, 6. Blatt. Bremen verdankt ihm das Theater.

Lavater. Mit Lavaters Besuch war die Aufregung übrigens noch nicht zu Ende; er hatte einen Bremer Arzt, Wienholt, in das magnetische Heilverfahren Mesmers eingeweiht, der es mit Olbers zusammen bei zwei jungen Mädchen anwendete; ganz Bremen war wegen der „Apostolischen Kur“ aus Rand und Band, und fing schon an, im Reich als eine Hochburg des Sokuspotus zu gelten: „die gute Stadt, die bisher in der literarischen Welt ein so glückliches Incognito beobachtete, hat mit einem Male eine Celebrität gewonnen.“ Allmählich erst erlosch das Interesse an dem Streit. — Als Lavater 1793 (21. Juli) wieder in Bremen war, erregte er nicht das mindeste Aufsehen. Übrigens war schon vor seinen Bremer Triumphen 1784 sogar ein Bremer Schiff nach Lavater benannt und trug am Heck sein geschnitztes Bild. Es fuhr nach Nordamerika; 1790 ging es unter. (Dr. Friedr. Lüdecke, Bremisches Jahrbuch, Band 20 und 21).

Musaeus hat Bremen für die deutsche Literatur entdeckt, merkwürdigerweise ohne hier gewesen zu sein; wenigstens gibt seine Lebensbeschreibung nichts über einen solchen Besuch an. Auffallend ist seine genaue Kenntnis der Stadt. Hierher gelenkt worden ist sein Interesse jedenfalls durch die Verheiratung (1778) seiner Nichte Caroline Amalie Kozebue (der Schwester des Dichters Kozebue) aus Weimar mit Syndicus Joh. Friedr. Gildemeister¹⁾. Ihre Briefe aus Bremen oder mündliche Schilderungen mögen die Anregung zu dem Märchen gegeben haben, das übrigens seiner Breite wegen etwas gekürzt werden mußte. Vielleicht durch Musaeus angeregt ist der sehr anerkennende Brief über Bremen, besonders über die Gesellschaft Museum, in Wielands Deutschem Merkur, Weimar 1799, Januar, S. 89—94.

Eine Oper nach Musaeus, „Des Reichen Sohn von Bremen“, Text von R. F. Holm, Musik von Karl Eberwein, wurde am Hoftheater in Weimar im Oktober 1845 gespielt.

Rilke. Dem Dialog war die Aufführung von Maeterlincks „Schwester Beatriz“ vorhergegangen.

¹⁾ Stammtafel der Familien Willens und Gildemeister, Bremen 1905, S. 62.

Schumann. Abdruck aus den „Briefen“, hsg. v. Jansen, Neue Folge, Lpz., Breitkopf & Härtel, 1886.

Schumann hatte sich mit Clara Wieck verlobt, gegen den Willen ihres Vaters, des bekannten Pianobauers und Lehrers, der, bei aller Achtung vor Schumanns Kunst, für die weitberühmte Pianistin eine glänzendere Partie wünschte. Er ließ sich hinreißen, eine Schmähchrift gegen Schumann zu verbreiten, in Bremen durch Christian Rakemann; nur auf das Anraten seines Freundes, des Bremer Anwaltes Dr. Töpken, sah Schumann von gerichtlicher Verfolgung ab; am 12. Sept. 1840 verheiratete er sich, allem Widerstand zum Trotz, mit Clara. — Daß es Schumanns in Bremen sehr wenig gefiel, geht aus Liszmanns Buch Clara Schumann, I, S. 403 ff., II, S. 205 f., hervor.

Seume. Seine Schrift „Mein Leben“ bricht gerade bei der Bremer Flucht ab und ist nach seinen Erzählungen von einem Freunde fortgesetzt. Die Stellen ohne bremisches Interesse habe ich ausgelassen.

Carl M. v. Weber, ein Lebensbild von Max M. v. Weber, Leipzig, Ernst Reil 1864.



Inhalt

	Seite
Einleitung	3
Die Bremer Stadtmusikanten (Brüder Grimm)	6
Peter der Große in Bremen, 1716 (Dr. v. Bippen)	10
Stumme Liebe, 1782/86 (Musaeus)	17
Seumes Flucht, 1783	71
Lavater in Bremen, 1786 (Johann Jacob Stolz)	81
Brief von Lavater, 1786	85
Karl Maria v. Weber, 1820	87
Im Hafen, 1826 (Heinrich Heine)	89
Phantastien im Bremer Ratskeller, 1827 (Wilh. Hauff)	91
Brief von Goethe an Dr. Nicolaus Meyer, 1829	148
Lenau, 1833 (Anton K. Schurz)	150
Briefe von Robert Schumann, 1840 und 42 .	152
Brief von Bismarck an seinen Vater, 1844 .	154
Erstaufführung von Brahms's Requiem, 1868 (Max Kalbeck)	155
Besuch König Wilhelms mit Bismarck und Moltke, 1869	158
Briefe von Bismarck und Moltke an den Senat, 1871	163
Richard Wagner in Bremen, 1872 (Karl Seiffert)	165
Moltke in Bremen, 1873	170
Rainer Maria Rilke, Festspielszene zur Ein- weihung der Kunsthalle am 15. Februar 1902. Dem Gedächtnis der Frau Christiane Nassow	172
Wilhelm II., Rede im Rathausaal nach der Enthüllung des Kaiser-Friedrich-Denkmales, 1905	176
Bemerkungen	181

VERLAG
FRANZ LEUWER
BREMEN

